This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WID-LC
DD
61
.G97
1902

WID-LC
DD61 .G97 1902
Deutsche Kulturgeschichte,
Widener
AFD6112
3 2044 003 363 090

HD WIDENER
HW DB5U I

ammlung Göschen

Deutsche Kulturgeschichte

von

Dr. phil. Reinhold Günther.

ID-LC
D
1
G97
902

...mmlung Göschen.

Unser heutiges Wissen
in kurzen, klaren,
allgemeinverständlichen
Einzeldarstellungen.
Nummer in elegantem Leinwandband 80 Pf.

...öschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Ziel der „Sammlung Göschen" ist, dem gebildeten
...ne klare, leichtverständliche Einführung in sämtliche
...ahmen,
...Berück-
...doch in
... Jedes
...h stehen
...so daß
...f, syste-
...dürfte.

...inde.

..., Berlit,
...mnasium

...drama-
...n. Mit
...Werther.
...u. epi-
...en. Mit
...Werther.
...en. Mit
...h von Dr.
...r an der

...Bewegung
...elskörper
...arb. vor
...ofessor an
... Mit 3
...arte.
...von Prof
...Pädagog
...tät Jena

Harvard College
Library

VE RI TAS

Gratis

Sammlung Göschen

Deutsche Kulturgeschichte

von

Dr. phil. Reinhold Günther

Wahlspruch: Geschehnisse reden!

Dritter Abdruck

Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1902

WID-LC
DD
61
.G97
1902

Alle Rechte, insbesondere das Uebersetzungsrecht, von der Verlagshandlung vorbehalten.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

Gratis

Druck von Carl Rembold & Co. in Heilbronn.

Inhalt.

Seite

Die Anfänge der deutſchen nationalen Kultur 5
Kaiſer und Papſt 18
Das deutſche Bürgertum im Mittelalter 40
Reformation und Gegenreformation 57
Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges 89
Die Aufklärung 106
Unſere Zeit 137

I.

Die Anfänge der deutschen nationalen Kultur.

Schriften: Allgemein: J. Scherr, Germania. O. Henne am Rhyn, Deutsche Kulturgeschichte. Diese beiden Werke überhaupt für alle Abschnitte. Besondere Einzelheiten enthalten: F. Lorentz, Karl d. Gr. Privat- und Hofleben (Raumer's Histor. Taschenb. 1832). E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches. H. Rückert, Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidentum in das Christentum. H. Kurz, Geschichte d. deutsch. Litteratur I. Ten Brink, W. Scherer, E. Steinmeyer, Quellen und Forschung z. Sprach- und Kulturgeschichte d. germ. Völker.

Ist das Reich Karls des Großen (768—814) wirklich ein nationales Deutschland gewesen? — Der Kulturhistoriker muß diese Frage verneinen. Der große Herrscher, welcher im Beginne des neunten Jahrhunderts die weströmische Kaiserwürde erneuerte, gebot in der That über die ansehnlichere Hälfte des einstigen Weltreiches und damit über die verschiedenartigsten Länder. Vom Ebro bis zur Raab, von der Eider bis zum Garigliano befahl der Sohn Pippins des Kleinen. Das damalige Deutschland war einzig die Hauptprovinz des Frankenreiches, mit der die Länder westlich vom Rhein nicht selten in erfolgreichen Mitbewerb traten.

Karl fühlte sich als Franke, nicht als Deutscher. Seine ganze staatswirtschaftliche Thätigkeit bezeugt es, daß er die verfallene Herrlichkeit der Merowinger wieder aufzurichten trachtete. Die Sitten oder vielmehr die Unsitten seines

Hofes entsprachen den Gepflogenheiten der fränkischen Könige. Auch die Ausbildung der unanfechtbaren Gewalt des einen Herrn war wenig dem deutschen Sinne entsprechend, der viele kleine, von freien, fast gleichberechtigten Männern umgebene Herzöge liebte.

Die Franken hatten einst die Kultur der unterworfenen Völker angenommen, ohne jedoch die Grundsätze ihres Staatsrechts zu opfern. Karl bemühte sich, mit dem Christentum zugleich, in welchem er das wirksamste Zuchtmittel unbotmäßiger Volksstämme ersah, die Geistesbildung des Altertums in Deutschland einzuführen. Sein hoher Sinn aber erkannte, welche Kräfte in der deutschen Sprache verborgen lägen, und daß es nur des äußeren Anstoßes bedürfe, um sie der Allgemeinheit dienstbar zu machen. So sammelte er die Sprachdenkmäler*) und verfaßte selbst eine Sprachlehre, so bemühte er sich, durch Schulen der allgemein herrschenden Unbildung zu steuern. Seine Gehilfen bei diesem Werke mußten natürlich Männer sein, welche in Italien ihre Bildung erworben hatten. Dadurch kam es aber auch, daß am Hofe zu Aachen meist lateinisch gesprochen wurde, daß dort die Antike, wenngleich ein wenig verkümmert, wieder auflebte. Ein nationaler Gedanke fand im Reiche nur so weit eine Stätte, wie es der Allmacht des Kaisers beliebte. Als dieser starb, zerfiel das ungeheure Staatsgebäude, dessen Einheit der große Mann mit Hülfe seines Schwertes und des dem gesammten Abendlande gemeinsamen christlichen Glaubens erhalten hatte.

Das Christentum im karolingischen Deutschland war vorerst nur ein höchst oberflächliches Wesen. Der

*) Vergl. Sammlung Göschen Nr. 28, Althochdeutsche Litteratur O. Einleitung.

Glaubensbote Winfried (680—754) und seine Nachfolger bemühten sich vergebens, die heidnischen Sitten und Gebräuche vollständig auszurotten. Dagegen begründeten sie die Priesterherrschaft und die Abhängigkeit von Rom.

Das Volk, dem das Evangelium die Gleichheit und Freiheit im Heilande verkündete, sah zu seinem Staunen, daß die Kirche ebenfalls die Hörigkeit aufrecht erhielt. Wie sich sieben Jahrhunderte später die aufständischen Bauern geradezu auf die Worte des Erlösers beriefen, so hatten gegenteils die Sachsen im Kampfe gegen Karl das dunkle Gefühl, der neue Glaube bedeute die Knechtschaft. Der Staat erkannte klar die Vorteile, welche ihm eine enge Verbindung mit der Kirche brachte. Zwar hielt Karl strenge auf geistliche Zucht und wirkliche Fachbildung innerhalb der Priesterschaft, aber er konnte es nicht hindern, daß diese den Aberglauben, der heidnischen Ursprungs war, nach ihrer Weise ausnutzte. Der fromme Kaiser begünstigte die Erwerbung heiliger Leichname, die herrschsüchtige Kirche sprach vom Teufel, von den Hexen und Zauberern, vor deren Unthaten einzig die Unterwürfigkeit der Gemeinde gegen den Priester zu schützen vermöge.

Dabei kam die Kirche dem Volke aber nicht näher. Sie hielt nach Ansicht der Kirchenväter, daß Latein die heilige Sprache des Abendlandes sei, an dieser fest. Die Volkssitten und die deutsche Zunge wurden von den Geistlichen verachtet. Der Sohn Karls, Ludwig der Fromme (814—840), ließ die von dem Vater gesammelten deutschen Sprüche und Lieder vernichten, weil Rom, d. h. die Kirche, es wollte. Ein willenloses Werkzeug in der Hand dieser Macht, umgab sich Ludwig mit Mönchen anstatt mit Gelehrten. Seine Charakterschwäche begünstigte auch den weiteren Verfall des

WID-LC
DD
61
.G97
1902

Alle Rechte, insbesondere das Uebersetzungsrecht, von der Verlagshandlung vorbehalten.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

Gratis

Druck von Carl Rembold & Co. in Heilbronn.

Inhalt.

Seite

Die Anfänge der deutschen nationalen Kultur 5
Kaiser und Papst 18
Das deutsche Bürgertum im Mittelalter 40
Reformation und Gegenreformation 57
Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges 89
Die Aufklärung 106
Unsere Zeit 137

I.

Die Anfänge der deutschen nationalen Kultur.

Schriften: Allgemein: J. Scherr, Germania. O. Henne am Rhyn, Deutsche Kulturgeschichte. Diese beiden Werke überhaupt für alle Abschnitte. Besondere Einzelheiten enthalten: F. Lorentz, Karl d. Gr. Privat- und Hofleben (Raumer's Histor. Taschenb. 1832). E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches. H. Rückert, Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidentum in das Christentum. H. Kurz, Geschichte d. deutsch. Litteratur I. Ten Brink, W. Scherer, E. Steinmeyer, Quellen und Forschung z. Sprach- und Kulturgeschichte d. germ. Völker.

Ist das Reich Karls des Großen (768—814) wirklich ein nationales Deutschland gewesen? — Der Kulturhistoriker muß diese Frage verneinen. Der große Herrscher, welcher im Beginne des neunten Jahrhunderts die weströmische Kaiserwürde erneuerte, gebot in der That über die ansehnlichere Hälfte des einstigen Weltreiches und damit über die verschiedenartigsten Länder. Vom Ebro bis zur Raab, von der Eider bis zum Garigliano befahl der Sohn Pippins des Kleinen. Das damalige Deutschland war einzig die Hauptprovinz des Frankenreiches, mit der die Länder westlich vom Rhein nicht selten in erfolgreichen Mitbewerb traten.

Karl fühlte sich als Franke, nicht als Deutscher. Seine ganze staatswirtschaftliche Thätigkeit bezeugt es, daß er die verfallene Herrlichkeit der Merowinger wieder aufzurichten trachtete. Die Sitten oder vielmehr die Unsitten seines

Hofes entsprachen den Gepflogenheiten der fränkischen Könige. Auch die Ausbildung der unanfechtbaren Gewalt des einen Herrn war wenig dem deutschen Sinne entsprechend, der viele kleine, von freien, fast gleichberechtigten Männern umgebene Herzöge liebte.

Die Franken hatten einst die Kultur der unterworfenen Völker angenommen, ohne jedoch die Grundsätze ihres Staatsrechts zu opfern. Karl bemühte sich, mit dem Christentum zugleich, in welchem er das wirksamste Zuchtmittel unbotmäßiger Volksstämme ersah, die Geistesbildung des Altertums in Deutschland einzuführen. Sein hoher Sinn aber erkannte, welche Kräfte in der deutschen Sprache verborgen lägen, und daß es nur des äußeren Anstoßes bedürfe, um sie der Allgemeinheit dienstbar zu machen. So sammelte er die Sprachdenkmäler*) und verfaßte selbst eine Sprachlehre, so bemühte er sich, durch Schulen der allgemein herrschenden Unbildung zu steuern. Seine Gehilfen bei diesem Werke mußten natürlich Männer sein, welche in Italien ihre Bildung erworben hatten. Dadurch kam es aber auch, daß am Hofe zu Aachen meist lateinisch gesprochen wurde, daß dort die Antike, wenngleich ein wenig verkümmert, wieder auflebte. Ein nationaler Gedanke fand im Reiche nur so weit eine Stätte, wie es der Allmacht des Kaisers beliebte. Als dieser starb, zerfiel das ungeheure Staatsgebäude, dessen Einheit der große Mann mit Hülfe seines Schwertes und des dem gesammten Abendlande gemeinsamen christlichen Glaubens erhalten hatte.

Das Christentum im karolingischen Deutschland war vorerst nur ein höchst oberflächliches Wesen. Der

*) Vergl. Sammlung Göschen Nr. 28, Althochdeutsche Litteratur O. Einleitung.

Glaubensbote Winfried (680—754) und seine Nachfolger bemühten sich vergebens, die heidnischen Sitten und Gebräuche vollständig auszurotten. Dagegen begründeten sie die Priesterherrschaft und die Abhängigkeit von Rom.

Das Volk, dem das Evangelium die Gleichheit und Freiheit im Heilande verkündete, sah zu seinem Staunen, daß die Kirche ebenfalls die Hörigkeit aufrecht erhielt. Wie sich sieben Jahrhunderte später die aufständischen Bauern geradezu auf die Worte des Erlösers beriefen, so hatten gegenteils die Sachsen im Kampfe gegen Karl das dunkle Gefühl, der neue Glaube bedeute die Knechtschaft. Der Staat erkannte klar die Vorteile, welche ihm eine enge Verbindung mit der Kirche brachte. Zwar hielt Karl strenge auf geistliche Zucht und wirkliche Fachbildung innerhalb der Priesterschaft, aber er konnte es nicht hindern, daß diese den Aberglauben, der heidnischen Ursprungs war, nach ihrer Weise ausnutzte. Der fromme Kaiser begünstigte die Erwerbung heiliger Leichname, die herrschsüchtige Kirche sprach vom Teufel, von den Hexen und Zauberern, vor deren Unthaten einzig die Unterwürfigkeit der Gemeinde gegen den Priester zu schützen vermöge.

Dabei kam die Kirche dem Volke aber nicht näher. Sie hielt nach Ansicht der Kirchenväter, daß Latein die heilige Sprache des Abendlandes sei, an dieser fest. Die Volkssitten und die deutsche Zunge wurden von den Geistlichen verachtet. Der Sohn Karls, Ludwig der Fromme (814—840), ließ die von dem Vater gesammelten deutschen Sprüche und Lieder vernichten, weil Rom, d. h. die Kirche, es wollte. Ein willenloses Werkzeug in der Hand dieser Macht, umgab sich Ludwig mit Mönchen anstatt mit Gelehrten. Seine Charakterschwäche begünstigte auch den weiteren Verfall des

WID-LC
DD
61
.G97
1902

Alle Rechte, insbesondere das Uebersetzungsrecht, von der Verlagshandlung vorbehalten.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

Gratis

Druck von Carl Rembold & Co. in Heilbronn.

Inhalt.

Seite

Die Anfänge der deutſchen nationalen Kultur 5
Kaiſer und Papſt 18
Das deutſche Bürgertum im Mittelalter 40
Reformation und Gegenreformation 57
Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges 89
Die Aufklärung 106
Unſere Zeit 137

I.

Die Anfänge der deutschen nationalen Kultur.

Schriften: Allgemein: J. Scherr, Germania. O. Henne am Rhyn, Deutsche Kulturgeschichte. Diese beiden Werke überhaupt für alle Abschnitte. Besondere Einzelheiten enthalten: F. Lorentz, Karl d. Gr. Privat- und Hofleben (Raumer's Histor. Taschenb. 1832). E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches. H. Rückert, Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidentum in das Christentum. H. Kurz, Geschichte d. deutsch. Litteratur I. Ten Brink, W. Scherer, E. Steinmeyer, Quellen und Forschung z. Sprach- und Kulturgeschichte d. germ. Völker.

Ist das Reich Karls des Großen (768—814) wirklich ein nationales Deutschland gewesen? — Der Kulturhistoriker muß diese Frage verneinen. Der große Herrscher, welcher im Beginne des neunten Jahrhunderts die weströmische Kaiserwürde erneuerte, gebot in der That über die ansehnlichere Hälfte des einstigen Weltreiches und damit über die verschiedenartigsten Länder. Vom Ebro bis zur Raab, von der Eider bis zum Garigliano befahl der Sohn Pippins des Kleinen. Das damalige Deutschland war einzig die Hauptprovinz des Frankenreiches, mit der die Länder westlich vom Rhein nicht selten in erfolgreichen Mitbewerb traten.

Karl fühlte sich als Franke, nicht als Deutscher. Seine ganze staatswirtschaftliche Thätigkeit bezeugt es, daß er die verfallene Herrlichkeit der Merowinger wieder aufzurichten trachtete. Die Sitten oder vielmehr die Unsitten seines

Hofes entsprachen den Gepflogenheiten der fränkischen Könige. Auch die Ausbildung der unanfechtbaren Gewalt des einen Herrn war wenig dem deutschen Sinne entsprechend, der viele kleine, von freien, fast gleichberechtigten Männern umgebene Herzöge liebte.

Die Franken hatten einst die Kultur der unterworfenen Völker angenommen, ohne jedoch die Grundsätze ihres Staatsrechts zu opfern. Karl bemühte sich, mit dem Christentum zugleich, in welchem er das wirksamste Zuchtmittel unbotmäßiger Volksstämme ersah, die Geistesbildung des Altertums in Deutschland einzuführen. Sein hoher Sinn aber erkannte, welche Kräfte in der deutschen Sprache verborgen lägen, und daß es nur des äußeren Anstoßes bedürfe, um sie der Allgemeinheit dienstbar zu machen. So sammelte er die Sprachdenkmäler*) und verfaßte selbst eine Sprachlehre, so bemühte er sich, durch Schulen der allgemein herrschenden Unbildung zu steuern. Seine Gehilfen bei diesem Werke mußten natürlich Männer sein, welche in Italien ihre Bildung erworben hatten. Dadurch kam es aber auch, daß am Hofe zu Aachen meist lateinisch gesprochen wurde, daß dort die Antike, wenngleich ein wenig verkümmert, wieder auflebte. Ein nationaler Gedanke fand im Reiche nur so weit eine Stätte, wie es der Allmacht des Kaisers beliebte. Als dieser starb, zerfiel das ungeheure Staatsgebäude, dessen Einheit der große Mann mit Hülfe seines Schwertes und des dem gesammten Abendlande gemeinsamen christlichen Glaubens erhalten hatte.

Das Christentum im karolingischen Deutschland war vorerst nur ein höchst oberflächliches Wesen. Der

*) Vergl. Sammlung Göschen Nr. 28, Althochdeutsche Litteratur C. Einleitung.

Glaubensbote Winfried (680—754) und seine Nachfolger bemühten sich vergebens, die heidnischen Sitten und Gebräuche vollständig auszurotten. Dagegen begründeten sie die Priesterherrschaft und die Abhängigkeit von Rom.

Das Volk, dem das Evangelium die Gleichheit und Freiheit im Heilande verkündete, sah zu seinem Staunen, daß die Kirche ebenfalls die Hörigkeit aufrecht erhielt. Wie sich sieben Jahrhunderte später die aufständischen Bauern geradezu auf die Worte des Erlösers beriefen, so hatten gegenteils die Sachsen im Kampfe gegen Karl das dunkle Gefühl, der neue Glaube bedeute die Knechtschaft. Der Staat erkannte klar die Vorteile, welche ihm eine enge Verbindung mit der Kirche brachte. Zwar hielt Karl strenge auf geistliche Zucht und wirkliche Fachbildung innerhalb der Priesterschaft, aber er konnte es nicht hindern, daß diese den Aberglauben, der heidnischen Ursprungs war, nach ihrer Weise ausnutzte. Der fromme Kaiser begünstigte die Erwerbung heiliger Leichname, die herrschsüchtige Kirche sprach vom Teufel, von den Hexen und Zauberern, vor deren Unthaten einzig die Unterwürfigkeit der Gemeinde gegen den Priester zu schützen vermöge.

Dabei kam die Kirche dem Volke aber nicht näher. Sie hielt nach Ansicht der Kirchenväter, daß Latein die heilige Sprache des Abendlandes sei, an dieser fest. Die Volkssitten und die deutsche Zunge wurden von den Geistlichen verachtet. Der Sohn Karls, Ludwig der Fromme (814—840), ließ die von dem Vater gesammelten deutschen Sprüche und Lieder vernichten, weil Rom, d. h. die Kirche, es wollte. Ein willenloses Werkzeug in der Hand dieser Macht, umgab sich Ludwig mit Mönchen anstatt mit Gelehrten. Seine Charakterschwäche begünstigte auch den weiteren Verfall des

großen Reiches, in welches sich auf dem Tage von Verdun seine Söhne teilten.

Ludwig, dem die Geschichte den Namen des Deutschen giebt (843—876), herrschte wohl über vorwiegend germanische Stämme, er selbst aber folgte im ganzen der fremden Art, die seinen Vater verdorben. Unter ihm und mehr noch unter seinen Nachfolgern, von denen Arnulf (887—899) allein eine Ausnahme machte, begann die Zersetzung des Reiches in einzelne Herzogtümer. Die mächtige Faust Karls des Großen hatte einst die widerspenstigen Fürsten zum Gehorsam gezwungen. Jetzt erhoben sie wieder kühn das Haupt und niemals wieder gelangte das alte Reich zu der Einheitlichkeit, die es am Ausgange des achten Jahrhunderts besessen.

Dadurch erklärt es sich auch, daß der Beginn der Deutschen nationalen Kultur durchaus keine einheitlichen Grundzüge aufweist. Im Westen machen sich stetsfort romanische, im Osten slavische Einflüsse geltend. Das Hochdeutsch der Karolingerzeit wandelte sich in zwei Zungen um, die freilich zusammen als „volkstümlich“ (diutisk) bezeichnet wurden.

Bei den fortdauernden inneren und äußeren Kämpfen flüchteten die Künste und Wissenschaften in die beschaulich-friedliche Stille der Klöster. Ganz unleugbar sind diese Stiftungen es vor allem gewesen, welche das deutsche Volk am völligen Zurücksinken in die Barbarei der Wanderzeiten hinderten. Wenngleich die Sprache der Klöster das Lateinische blieb und nur St. Gallen durch Uebersetzungen das Deutsche wirksam pflegte, so enthielten sich doch die Mönche der von den Romanen überkommenen Unsitten, welchen die Weltgeistlichen anhingen.

Das Kloster entsendete Prediger, welche die Heils-

lehren dem gemeinen Manne nach seinem Verständnisse auslegten. Innerhalb der Mauern hielten die Mönche ihre Schulen, ihre Bücherſammlungen, ihre künſtleriſchen Erzeugniſſe. Wer dort nicht beſchäftigt war, wirkte ſegensreich als Arzt, als Landwirt, als Baumeiſter oder als Handwerker. Die Eigenart der Mönchsorden, die verſchiedenſten Nationen zu einem Zwecke zu vereinigen, beförderte natürlich den Austauſch der Gedanken und künſtleriſchen Fertigkeiten.

Der Begründer eines Kloſters hatte nichts anderes zur Verfügung, als den unentwegten Mut und die raſtloſe Thätigkeit. Mit wenigen Gehilfen ging er an die Arbeit, eine wirkliche Wildnis zum menſchlichen Wohnſitze umzugeſtalten. Bauherren und Handwerker zugleich, oftmals bedroht durch feindſelige Nachbarn, hatten ſie Kirche und Wohnung zu errichten, die Waldungen zu reuten, die Felder zu beſtellen. Einem ſpäteren Zeitabſchnitte blieb es vorbehalten, die innere Thätigkeit des Kloſters zu pflegen.

Die Brüder gewannen die Gunſt vornehmer Herren durch Schulung der Söhne. Die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften erforderte die Anlage einer Bücherei. Durch gegenſeitigen Austauſch von Werken, die im Kloſter abgeſchrieben wurden, bekam dieſes den Grundſtock ſeiner Sammlung, welche weiterhin durch ſelbſtändige Arbeiten vergrößert ward. Gegen Abgabe der Doppel mochte man noch andere Schätze erwerben.

Das Abſchreiben forderte eine ſtrenge Beſchäftigung mit den bildenden Künſten. Während das Pergament prachtvolle Malereien enthielt, trug der Schutzdeckel des ganzen Werkes mühſam ausgeſtaltete Schnitzereien. Man kann dieſe Thätigkeit der Klöſter ſehr wohl als einen erwachenden Gewerbfleiß bezeichnen; denn die erzeugten Abſchriften wurden viel-

fach von Laien gekauft. Jedenfalls hat die Malerei und Schnitzerei nicht wenig dazu beigetragen, die Macht wie den Einfluß des Mönchtums zu heben.

Mit dem wachsenden Wohlstande der brüderlichen Gemeinschaft durfte in ihr der Wunsch rege werden, den besonderen Heiligen zur Ehre ein schönes Gotteshaus zu bauen. Das gab wiederum den Anlaß, die erworbenen Kenntnisse an anderen Orten zu verwenden, wo die Geschicklichkeit für die Ausführung größerer baulicher Anlagen mangelte.

Mehr und mehr griffen die Mönche in das öffentliche Leben ein. Der Bauer bestellte das Land und züchtete sein Vieh nach den Regeln, die ihm der Klostermaier gab. Die wissenschaftlich gebildeten Brüder wurden zu Ratgebern der höheren Laienwelt. Die im Kloster entwickelte Kunst fand ein dankbares Feld in der Schöpfung der mannigfachsten Werke. Da nun überall in den deutschen Gauen solche Bildungsstätten erwuchsen, so gewann auch die allgemeine Kultur bald eine höhere Stufe als sie je zuvor erklommen.

Von geringerem Einflusse in dieser Richtung sind die Frauenklöster gewesen. Sie dienten als Versorgungsanstalten der eheloſen Töchter der großen Familien und selbst der königlichen Häuser und gleichen hierin den verschiedenen Fräulein-Stiftungen der neuen Zeit. Die Ordensregel der Nonnen war streng, ihr leuchtendes Vorbild die Jungfrau Maria, der die frommen Schwestern damals auch weit größere Ehre erwiesen als später, da der Mysticismus den Begriff des „himmlischen Bräutigams“ zeitigte. Aber gerade diese unklaren religiös-philosophischen Gedanken, welche das Mittelalter seit dem zehnten Jahrhundert mehr und mehr beherrschen, finden ihren Ursprung in den Frauenklöstern.

Hroswitha, die Nonne von Gandersheim, bearbeitete die Sagen aus dem Leben Marias und verschiedener Heiligen und zwar geradezu im Sinne der mystischen Poesie. Wenngleich sie keinen Einfluß auf ihre männlichen Zeitgenossen gewann, so entsprach doch ihr Denken und Fühlen jenem der gebildeten Frauen, deren eheliches Leben oft genug seelische Qualen zeugte und sie derart zwang, die Schickungen des Himmels als Antrieb zu irdischer Buße aufzufassen.

Zu dem Frieden, welcher im allgemeinen über den Klöstern lag, stand die Ruhelosigkeit, welche sonst im Reiche herrschte, in großem Gegensatze.

Das zehnte Jahrhundert hatte durch Otto I. (936 bis 973) das „heilige römische Reich Deutscher Nation" geschaffen, zugleich aber auch das Wahlkönigtum entstehen sehen. Der Kaiser zog seine Macht aus den von Pfalzgrafen verwalteten Reichsgütern. Als seine Statthalter in den nicht unmittelbar von ihm beherrschten Landschaften galten die Herzöge. Waren diese vom Oberhaupte als dem Lehensherrn abhängig, so sicherten sie ihren Einfluß durch zahlreiche Vasallen. Auch die höchsten Geistlichen, die Erzbischöfe und Bischöfe empfingen vom Könige große Reichslehen; dieser galt zudem als der Schutzherr der Kirche.

Dagegen verminderte sich mehr und mehr die Zahl der minder begüterten Freien. Diese, ohnmächtig gegen die großen Herren, mußten sich dem Willen derselben fügen.

So lange der König-Kaiser es verstand, die dem Throne zunächst stehenden Lehensleute mit fester Hand zu zügeln, blieb er in der That das anerkannte Oberhaupt. Aeußere Kämpfe, vornehmlich Streitigkeiten mit dem Papste, schmälerten die Reichsgewalt und gestatteten den Herren sich mehr und mehr

ihrem Ziele zu nähern, die empfangenen Lehen als erbliche Besitztümer zu gewinnen.

Das Lehenswesen selbst wurde die Grundlage aller kulturellen Verhältnisse. Der Adel begünstigte keineswegs den Ackerbau und verachtete jegliche friedliche Arbeit, die allein den Leibeigenen zufiel. Sein Beruf war der Krieg, die Fehde, welche er als treuer Lehensmann für seinen Herrn oder selbständig zu eigenem Zwecke führte. Die altgermanische Wehrpflicht, welche den Freien zwang, dem Heerbanne zu folgen, wandelte sich jetzt um in das Lehensaufgebot. Der freie Bauer hatte einst zu Fuß gestritten, der Vasall kämpfte als Reiter, d. i. Ritter. Das Fußvolk bildete von jetzt ab in den Heeren, die seit den lange andauernden und weit ausgreifenden Feldzügen der fränkisch-salischen Kaiser fast nur noch aus Reisigen bestanden, die Minderzahl. Der ritterliche Lehensmann führte Helm, Schild, Schwert und Speer, den kunstvollen Gebrauch dieser Waffen mußte er in strenger Schule erlernen. Die wenigen ärmeren freien Bauern leisteten Dienste als Fuhrleute oder verpflegten durchziehende Streiter. Auch legten ihnen der Kaiser wie die Herren wirkliche Kriegssteuern, den Reiterschilling, auf, aus denen für ganze Dorfschaften berittene Knechte gerüstet wurden.

Die Fehde selbst ward in Form von massenhaften Zweikämpfen und durch schreckliche Verwüstung des gegnerischen Besitzes geführt. Als feste Stützpunkte aller solcher Unternehmungen dienten die Thürme der Lehensleute, aus denen später durch Erweiterung die Burgen entstanden. Nur der König gebot über größere befestigte Anlagen, die Pfalzen (z. B. Augsburg, Merseburg, Grona, Werla, Goslar), einzelne Städte, wie das karolingische Aachen, die Erzsitze Mainz, Köln, Trier, Magdeburg und Regensburg, endlich

auch über die wohl gesicherten Orte am Rhein (Straßburg, Worms, Speier), im Elb- und Main-Gebiete (Hamburg, Hildesheim, Frankfurt, Würzburg, Bamberg).

Einsichtigen Königen mochte es nicht entgehen, daß die ewigen Fehden dem Reiche gefährlich wurden. Heinrich II. von Bayern (1002—1024), den die dankbare Kirche den Heiligen benannte, da er ihren Besitz vergrößerte, gab im Beginne des elften Jahrhunderts das erste Gesetz über die Erhaltung des Landfriedens. Ihm folgte der Salier Heinrich III. (1039—1056) in diesen Bestrebungen, als er die von der französischen Geistlichkeit befürwortete „Treuga dei", Gottesfriede, im Reiche einführte. Vom Donnerstag Abend bis zum Dienstag Morgen und an den Kirchenfesten sollte männiglich die Waffen ruhen lassen. Eine gewisse Gegenwirkung erzielten auch die durch Romanen um die Mitte des elften Jahrhunderts nach Deutschland verpflanzten ritterlichen Spiele, die Turniere. Sie verfeinerten wenigstens die Kampfsitten der Adligen. Die unglücklichen Leibeigenen freilich, welche Reisigen auf ihren Kriegszügen in die Hände fielen, erlitten, nach wie vor, die grausamste Behandlung. Blendung des Augenlichtes und Verstümmelung ihrer Gliedmaßen wurden nicht selten geübt.

Gesetz und Recht fanden bei solchen Zuständen nur geringe Beachtung. Die allgemeine Unsicherheit hoben weder die kräftigen Maßregeln verschiedener Kaiser noch auch die Gebote, die Bannstrahlen der Kirche. Die Staatsgewalt selbst hielt Verrat und Meuchelmord für durchaus erlaubt, wenn es sich um die Beseitigung unbequemer Gegner handelte. Man denke nur an Karl den Großen, den Markgrafen Gero und König Konrad II. — Andererseits gewährte Heinrich I. (919 bis 936) bußfertigen Räubern, welche die wendische

Landesmark schützen wollten, eine Freistätte in der festen Merseburg.

Das Rechtsleben des Volkes stützte sich auf die natürlichen und uralten Ansichten über Schuld und Strafe. Die Führer im Kriege waren die Richter. Erst als die Lehensverfassung immer mehr sich ausbildete, der freie Bauer fast völlig verschwand, sprachen die Herren nach ihrem Willen Recht. Dort, wo sie nicht selbst den Gerichtsstuhl unter der Linde zu besteigen vermochten, saßen an ihrer Stelle Vögte. Wo noch die alte Gauverfassung bestand, war der Graf Vorsitzender der Versammlung von Schöffen und Umstand, welch letzterer der beratende, aus freien Männern bestehende Ring gewesen ist. Erkannte die Volksstimme, daß das geschöpfte Urteil dem Gewohnheitsrechte nicht entspräche, so fiel die Entscheidung zuletzt dem Könige zu.

Das Oberhaupt des Reiches allein durfte in zweifelhaften Fällen das Gottesurteil (Ordal) anordnen, und nicht selten wurde dann die gewonnene Entscheidung maßgebend für spätere Streitfälle. Auch trat der Zweikampf an die Stelle des Eides. Dem Gottesurteil mußte sich jeder unterwerfen, weß Standes, Alters und Geschlechtes er auch war. So bewies die Gemahlin Heinrichs II., Kunigunde von Burgund, daß sie die eheliche Treue nicht gebrochen, indem sie unverletzt über glühende Pflugscharen schritt. Frauen kämpften auch wohl mit Männern um ihr Recht, wobei sie den Vorteil genossen, daß der Gegner bis zum halben Leibe in einer Grube stand oder aber an der Schwerthand gefesselt ward.

Die Strafen erscheinen uns im allgemeinen milde. Selbst der Todschlag konnte unter manchen Umständen mit Geldbußen gesühnt werden. Die Aechtung, welche Hochverräter stets traf, zog die bürgerliche Recht- und Fried-

losigkeit nach sich. Die Todesstrafe vollzogen die Richter auf königlichen Spruch hin. Das Hängen ist die gewöhnliche Form der Ausführung solcher Urteile gewesen; das Enthaupten galt jedoch immer für eine weniger die Ehre treffende Todesart. Die Verschärfung der letzteren durch vorausgehende Verstümmelungen tritt erst auf, als die Deutschen welsche grausame Sitten auf ihren Italienerzügen kennen lernten.

Vom Leben des Volkes wissen die Geschichtsschreiber jener Zeit nur zu berichten, daß die häufigen Fehden die Landschaften entvölkerten und die Scharen der Bettler, unter denen sich bereits verarmte Edle befanden, gewaltig vergrößerten. Die Klöster und fromme Kirchenbesucher reichten wohl Almosen; da die Ursache aber nicht gehoben ward, so hatte bereits jene Zeit mit einem elenden Geschlechte zu kämpfen, das nur dazu taugte, sich übermäßig fortzupflanzen.

Die einzigen öffentlichen Arbeiten, die Burg- und Kirchenbauten trugen zur Verarmung geradezu bei, da sie durch Frohndienste zur Ausführung gelangten.

Die Baukunst selbst unterlag einer Umwandlung. Der altchristliche Stil, die Basilika, verschwand vor dem romanischen Kirchenbau, und die Kaiser waren eifrig bemüht, an Stelle der hölzernen Gotteshäuser, in welchen die ersten Glaubensboten gepredigt, steinerne Münster zu setzen. Das älteste romanische Denkmal dieser Art ist die Klosterkirche von Gernrode am Harz, welche der Zeit der Ottonen entsproß. Die gewaltigen Dome in Niedersachsen, Franken, Schwaben und in den Rheinlanden entstammen zumeist den beiden folgenden Jahrhunderten, soweit ihre ältesten Teile in Betracht fallen. Die lange Bauzeit, welche auf sie verwendet werden mußte, erklärt es aber auch, daß die Einzelheiten oft große Abweichungen vom ursprünglichen Stile zeigen.

Von romanischen Burgbauten sind fast nur mehr oder minder ansehnliche Trümmer erhalten geblieben. Dagegen erfreuen wir uns noch der herrlichen, nach den ursprünglich leitenden Gedanken wieder erstellten Wartburg ob Eisenach, deren Landgrafenhaus aus dem zwölften Jahrhundert stammt, sowie der Koburg und des ehrwürdigen Kaiserhauses zu Goslar.

Der „romanische" Baustil ist seiner Durchbildung nach als die nationale Deutsche Architektur des Mittelalters aufzufassen. Er begann, da das Reich sich selbständig ausgestaltete. In den welschen Ländern, selbst in Nordfrankreich, zeigt er stets eine Mischung mit den Ueberlieferungen des Altertums, wenn nicht gar — wie im östlichen Italien — der byzantinische Geschmack mitspricht. Dieser findet sich zwar auch in Deutschland, nachdem die Politik der beiden letzten Ottonen in enge Wechselwirkung zu Konstantinopel trat, aber er fand lediglich Eingang in der Kleinmalerei des Zeitalters.

Die Bildhauerei gewann vielfache Beschäftigung bei der mannigfachen Ausschmückung der Kirchen, der Erstellung von Geräten für den Gottesdienst, der Schreine für die massenhaft von Kaisern und Vornehmen gesammelten Gebeine der Heiligen, der Erzeugung von Grabplatten. Die ältesten Denkmale von romanischen Broncegüssen besitzt wohl Hildesheim, wo Bischof Bernward selbst diese Kunst ausübte.

Der Meißel, wie der Pinsel, wagten sich auch schon an die große Aufgabe, gewaltige Flächen mit Bildwerk zu bedecken. Die Kreuzesabnahme an der Sandsteinwand der Externsteine bei Horn im Teutoburger Walde entstammt sicherlich der Zeit der späteren salischen Kaiser. Ausgedehnte Mauergemälde sind eine ganze Anzahl erhalten geblieben.

In der Kleinmalerei, die bereits das ursprüngliche Email benutzte, vorzugsweise jedoch in Geschichtswerken sich

tummelte, wird das Bestreben richtig bemerkbar, die Gesichtszüge lebender Personen richtig wieder zu geben.*) Wundervolle Suchen schufen die klösterlichen Goldschmiede; sie lieferten prächtige Vorbilder zu späteren Arbeiten, doch ist erst unsere Zeit ihnen gerecht geworden.

Allgemein gesprochen, läßt sich nicht verkennen, daß am Ende dieses Zeitabschnittes, beim Regierungsantritte Heinrichs IV. (1056—1106) der Süden und der Westen des Reiches, das sächsische Land an Kultur weit überragten. In Schwaben, Bayern, Franken, wie am Rheine blühten der Ackerbau und in den schon ziemlich ansehnlichen Städten auch der Gewerbfleiß.

Durch die Wahl des Saliers Konrad von Franken ward der Schwerpunkt deutscher Politik unmerklich nach Süden verlegt. Zudem beseelte das sonst so zerrissene Reich ein gemeinsamer Gedanke, die Wiedergewinnung des Longobardenlandes. Konrad II. ließ sich in Mailand mit der eisernen Krone schmücken (1026); er gab dadurch den Anstoß zu den langwierigen Kämpfen auf italienischem Boden. Um den Besitz der Halbinsel zu sichern, begünstigte er die Geistlichkeit. Zugleich aber erregte der Kaiser wiederum den Unwillen der Kirche durch sein Streben, den kleinen Lehensadel mit Rechten auszustatten.

Das Träumen von der Weltherrschaft zog das Kaisertum geradezu ab von seiner nächstliegenden Aufgabe, den inneren Ausbau des Reiches zu fördern. Die Entwickelung der Kultur mußte unter solchen Umständen zurückbleiben und sich thatsächlich für Jahrzehnte hindurch in Barbarei verkehren.

*) Das schönste und für die Kulturgeschichte wichtigste Werk dieser Art, der Lustgarten (hortus deliciarum) der Aebtissin Herrad von Landsperg, welches zwischen 1165 und 1175 entstand, ging leider bei dem Brande der Straßburger Bibliothek (1870) verloren. Glücklicherweise besitzt die Wissenschaft davon genaue Abschriften.

II.

Kaiser und Papst.

Schriften: Fr. v. Raumer; Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. A. v. Druffel; Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne. H. Floto; K. Heinrich IV. und sein Zeitalter. J. G. Büsching; Ritterzeit und Ritterwesen. H. Meynert; Geschichte des Kriegswesens. II.

Ein geistreich entwickelter Satz stellt die Behauptung auf, daß nicht selten in der fortlaufenden Reihe der Familien ein Sproß vorkomme, welcher gleichsam das Ausruhen der natürlichen Schöpfungskraft in sich darstellt. Die Geschichte liefert in ihren großen und kleinen Zügen dafür häufig genug den Beweis.

So verkörperten die ersten salischen Kaiser die Blüte und die Macht des alten Kaisertums. Als Heinrich III., der Schwarze, starb, hatte er die großen Lehensherren zu blindem Gehorsam gezwungen und aus den Herzögen kaiserliche Beamte gemacht. Aber er hinterließ einen nur sechs Jahre alten Sohn, dessen Mutter Agnes von Poitou wohl dem Namen nach Reichsverweserin war, als eine fremde Frau hingegen nur wenig Einfluß zu gewinnen vermochte.

Die Zeit erforderte jedoch einen ganzen Mann. Die Zerrüttung in allen Verhältnissen, welche die Kirche betrafen, äußerte sich umso auffälliger, da sie früher eine große Höhe erstiegen, eine gewaltige innere Kraft erlangt hatte. Es fanden sich zwar Geistliche, welche gegen das sittenlose Leben ihrer Amtsbrüder eiferten und Tüchtiges auf dem Gebiete der

verschiedenen Wissenschaften leisteten. Die große Masse der Bischöfe, Aebte und Priester aber sahen in ihren Pfründen nur das Mittel, höchst weltlichen Vergnügungen nachzutrachten.

Das hauptsächlichste Gebrechen, an dem die Kirche krankte, war die allgemein übliche Art und Weise, eine Stelle auf Schleichwegen, durch Bestechungen (Simonie) zu erlangen. Das Uebel ging so weit, daß selbst Heinrich III. Geld für das Versprechen kaiserlicher Beleihung nahm und von den Bewerber höchstens eine gewisse Tüchtigkeit in wissenschaftlicher Beziehung forderte.

Hatte ein hoher Geistlicher durch reichliche Opfer an klingender Münze das betreffende Amt erlangt, so hielt er sich wiederum schadlos an jenen, die in ihm ihren nächsten Vorgesetzten erblickten. Wie es mit den Aemtern gehalten ward, so blieb es auch der Grundsatz für die damals noch weitgehende kirchliche Gerichtsbarkeit. Für Geld war alles feil, das edle Metall entschied jede Streitfrage.

Der von Heinrich III. eingesetzte Papst Leo IX., vorher Bischof Bruno von Toul, von Geburt ein Deutscher, bemühte sich, durch strenge Beaufsichtigung seiner nächsten Umgebung und durch ernste Ermahnungen wie scharfe Befehle das Unwesen zu beseitigen. Doch erst unter seinen, auf der nämlichen Bahn fortschreitenden Nachfolgern, verfiel die Simonie. Jetzt durfte der Bischof von Rom daran denken, jenen Schritt zu thun, der ihn nicht nur unabhängig vom Kaiser machen mußte, sondern ihn geradezu zum Herrscher des Abendlandes erhob. Papst Nicolaus II. berief eine Versammlung hoher Geistlicher und diese erklärte, der Inhaber des Stuhles Petri sei nur dann rechtmäßig gewählt, wenn ihn die ersten Priester Roms, die Kardinäle, unter Beistimmung des Volkes erkoren hätten.

Thatsächlich wurden die nächsten Päpste, Alexander II

und Gregor VII. auf diese Art ernannt. Gregor, der vorher den Namen Hildebrand führte, verkündete, daß er die Simonie vollends vertilgen und die alten Kirchengesetze über die Ehelosigkeit der Priester strenge durchführen wolle.

Es ist ganz sicher, daß der Papst mit dieser Erklärung den Volkswünschen entgegen kam. Der gemeine Mann haßte die Simonie, weil er die Kosten des Aemtererwerbes zu decken hatte, er forderte die Ehelosigkeit des Priesters als einen starren Gegensatz zu der eigenen rohen Sinnlichkeit.

Dagegen verharrten die Fürsten und ihre Höfe in dem argen Sittenverfall. — Heinrich IV. (1056—1106), der im sechzehnten Lebensjahre mündig erklärt worden war, führte Gepflogenheiten unter seiner Umgebung ein, die gewaltig zu seinen Ungunsten abstachen von den Formen, welche sonst die Kaiser beobachteten. Seine Vormundschaft gestattete es den Herzögen, sich die alte Macht wieder zu erringen. Der junge Kaiser bemühte sich vergebens, das ehemalige Ansehen der Krone zu erhalten. Sein Stolz, seine staatsmännische Unfähigkeit, wie die ihn übel berathende Umgebung brachten es dahin, daß er sich dem Volke völlig entfremdete.

Die Sachsen, welche ihre alten Freiheiten durch die königlichen Burgbauten bedroht sahen, lehnten sich gegen Heinrich auf. Zwar gelang es ihm, nach anfänglicher Demütigung, durch die Hilfe rheinischer Bürger, die Sachsen zu schlagen. War der nämliche Erfolg aber einst für Karl den Großen gleichbedeutend mit einer großartigen Machterweiterung gewesen, so bedeutete er für Heinrich eine thatsächliche Niederlage. Beschmutzte er doch sein Ansehen bei der rücksichtslosen Ausbeutung des Sieges, indem er Treu und Glauben völlig außer Acht ließ.

So kam es, daß der Kaiser ohne Freunde stand, als

Gregor, dessen Forderungen bezüglich der Abschaffung kirchlicher Mißbräuche er niemals erfüllte, gegen ihn den Bannstrahl schleuderte. Die zu Tribur versammelten Fürsten bedeuteten ihrem Oberhaupte, daß er sich dem Papste unterwerfen müsse und Heinrich that es — im Schloßhofe zu Canossa. Seitdem hat der Kaiser niemals wieder festen Fuß gefaßt weder in der Heimat, noch in der Fremde. Seine steten Kämpfe, die in Wahrheit dem religiösen Uebereifer des Papstes und der deutschen Uneinigkeit galten, entflammten alle Leidenschaften. Die Roheit früherer Zeiten ward noch überboten durch die Kriege am Ausgange des elften Jahrhunderts. Sie ergriff alle Volkskreise, und die wenigen Stimmen, welche vor den schrecklichen Ausbrüchen einer leidenschaftlichen Erbitterung warnten, verhallten völlig.

Zugleich ward der Streit mitten in die Gewissen hinein geschleudert. Sah doch die Welt das Schauspiel, daß Päpste und Gegenpäpste, Kaiser und Gegenkaiser alle Mittel des Verderbens gegeneinander brauchten, daß jede Treue nur bedingt erschien von Gesetzen politischer Klugheit.

Der Krieg vernichtete zudem den Wohlstand der Landbevölkerung. Die letzten freien Bauern kamen in vollständige Abhängigkeit von ihren Peinigern, den waffentragenden Reisigen. Im ganzen Reiche aber gab es keine Macht, der sie die erlittene Unbill hätten klagen können, und die sich ihrer Leiden angenommen. Vorteile zogen aus der Verwirrung der Zeit einzig die kleineren Lehensleute. Sie gewannen das Ansehen, der erste und mächtigste Stand des Reiches zu sein. Hatten sie noch im Beginne des Jahrhunderts den Dienst zu Pferde als eine Last empfunden, so galt er ihnen jetzt als wirkliches Vorrecht.

Auf den Rückfall in die Unkultur fand ein neuerlicher

Aufschwung statt, dessen Beginn sich in das erste Drittel des zwölften Jahrhunderts zurück verlegen läßt.

Das ganze Mittelalter hindurch sind **Wallfahrten** von Christen **zum heiligen Grabe** gethan worden. In die Mitte des elften Jahrhunderts fallen die Ausschreitungen islamitischer Glaubenseiferer, durch welche abendländische Pilger schwer zu leiden hatten. Die Kirche, der die Richtung des Volksgeistes nicht entging, welcher in der Abtötung der Fleischeslust und dem Kampfe für einen heiligen Zweck die höchste irdische Thätigkeit ersah, begünstigte die Kreuzzüge. Schon Gregor hatte einen solchen durch Heinrich IV. unternehmen lassen wollen. Doch Urban II. (1088—1099) blieb es vorbehalten, den begeisterten Ruf: „Gott will es!“ auszustoßen.

War der erste **Kreuzzug** (1096—1099) vornehmlich ein Werk der Romanen, so sah bereits der zweite (1147 bis 1149) ein deutsches Heer, das Kaiser Konrad III., der Staufer (1138—1152) befehligte. Blieb auch die Fahrt ohne sichtbaren äußeren Erfolg, die Kultur gewann Unendliches dabei.

Dem **Deutschen Adel** mußte die französische Ritterschaft, die durch ihr Schwert Jerusalem erobert, als musterhaftes Vorbild erscheinen. Die Franzosen wiederum vermittelten den Deutschen dergestalt die Nachlese der antiken Bildung und das dichterische Leben der Araber.

Die Deutschen, welche auf dem Zuge in's heilige Land die Kultur der Städte Italiens kennen lernten, brachten aus dem Morgenlande selbst das Streben mit, eine verfeinerte Lebensweise zu pflegen. Das Haus der Staufen, welches für mehr als ein Jahrhundert die Kaiserkrone trug, begünstigte diese Richtung, die man eben deswegen als „höfisches

Leben" bezeichnete. Die Vorliebe der Großen für Alles, was mit dem höfischen Leben zusammen hing, bewirkte einerseits, daß sich dieses mit überraschender Schnelligkeit verbreitete, andererseits, daß die alte Roheit des Adels sogleich wieder durchbrach, als die Mächtigen die Dichtkunst und die Dichter nicht mehr zu unterstützen vermochten.

In der ritterlichen Dichtkunst spiegelt sich das Zeitalter deutlich ab. Die äußere Form ist die Hauptsache, nur solche Gedanken dürfen zum Ausdruck gelangen, welche der höfischen Sitte nicht widersprechen. Selbst die Sprache der Dichter war die des Hofes; die schwäbische Zunge der Hohenstaufen beseitigte allmählich die niederdeutschen Anklänge in der Mundart der höheren Stände. Das Althochdeutsche wandelte sich in das weiche, glatte Mittelhochdeutsche um, welches allein es gestattete, die fein gebildete Dichtkunst zu pflegen.

Eine hervorragende Eigentümlichkeit der ritterlichen Kultur ist der Minnedienst, jene romantische Verehrung der Frauen, die sich leicht aus dem Marienglauben erklären läßt. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß der Ritter in der Geliebten allein sein höchstes irdisches Glück sah, die Frau ihm dagegen nicht viel mehr als eine willen- und rechtlose Leibeigene war. Ja, die Bekanntschaft mit den morgenländischen Sitten scheint den Bann, welcher auf dem „Frauenzimmer" lag, noch bedeutend verstärkt zu haben. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, bedurfte des bekannten Rosenwunders, um wegen ihrer Wohlthätigkeit dem Zorne des Gemahls zu entgehen. Dagegen ließ sich der halb närrische Ulrich von Lichtenstein (gestorben zwischen 1274 und 1277) zu Ehren einer Dame den mißgestalteten Mund vom Arzte schneiden und hackte sich aus gleichem Grunde selbst einen Finger ab! — In Heinrich Frauenlob von Meißen

(1260—1318), der bürgerlichen Geschlechtes und verheiratet war, verkörpert sich dagegen die würdige Wertschätzung der Frauen. Zum erstenmale, seit Jahrhunderten, wird die menschliche Persönlichkeit wieder ein Gegenstand der dichterischen Schilderung. Die Zeit besaß auch schon über die Frauenschönheit ihre festen Ansichten, die freilich dem gesamten Minnedienste entsprechend vorwiegend sinnlicher Art waren.

Die Gesellschaft hatte damals durchaus keine strengen Ansichten über Liebe und Ehe; immerhin gestand sie dem beleidigten Gatten das Recht zu, den Verführer der Frau wie diese selbst, an Leib und Leben zu strafen. Was uns vielleicht unsittlich erscheinen mag, galt der Ritterschaft unter den Staufen als vollkommen der ehrbaren Zucht entsprechend.

Während aber die adeligen Dichter uns häufig nur den Schein anstatt der Wirklichkeit malen, liefert das erstarkende Bürgertum echte Gestalten von Fleisch und Blut. Da ist vor allem Meister Gottfried von Straßburg,*) welcher wohl im jüngeren Mannesalter zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts starb. In seinem Hauptwerke „Tristan und Isolt" zeigt er, daß die wahre Minne keineswegs eine zeitvertreibende Spielerei ist, sondern in tiefer Leidenschaft wurzelt. Dabei schildert er die Verschiedenheit der Charaktere, die ewig neue Thatsache, daß die Liebe alle gesellschaftlichen Schranken niederreißt, sowie die wahren und die falschen Freunde mit einer Klarheit, welche davon zeugt, daß er im Leben vielseitige Erfahrung besaß.

Neben ihm stehen Wolfram von Eschenbach,*) ein Ritter aus einem armen bayrischen Geschlechte (gestorben um 1230), Hartmann von Aue,*) der edle Thurgauer, (gestorben

*) Vergl. Sammlung Göschen Nr. 22, Auswahl aus dem höfischen Epos.

zwischen 1210 und 1220) und der Tyroler Walther von der Vogelweide,*) dessen Leben in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt.

Walther ist der vaterländische Dichter, welcher gegen die Anmaßungen der Kirche kämpft und doch für die Befreiung des heiligen Grabes sich begeistert. Hartmann, eine Ausnahme unter seinen Standesgenossen; denn „er war so gelehrt, daß er in Büchern las, was er darin geschrieben fand", verherrlichte die weibliche Treue und Hingebung. Wolfram ist vom höchsten sittlichen Ernste beseelt und empfänglich für alles Hohe und Schöne. Sein „Parcival" verkündet, daß die Herzensunschuld die Weltklugheit bei weitem überragt, daß wahre Treue und fester Wille stets an's Ziel gelangen.

Die ritterliche Dichtkunst ist trotz ihrer fremden Vorbilder deutscher Art geblieben. So stand sie auch in enger Wechselbeziehung zum Volke und seinem Singen und Sagen. Alle Anstrengungen der Geistlichkeit hatten es nicht vermocht, die Freude, die das Volk daran empfand, zu zerstören. Nun erscholl manch' altes, schönes Lied wieder und die „fahrenden Leute" adligen und nicht adligen Geschlechtes bemühten sich eifrig, diese Werke der Dichtkunst zu verbreiten. Selbst die Diener der Kirche nahmen an derartigen Bestrebungen teil. Meister Johannes Hadlaub stand in nahen Beziehungen zum Chorherrenstift in Zürich, Konrad von Ammenhausen, der Verfasser des Schachzabelbuches, war ein Mönch, die „Pfaffen" Konrad und Lamprecht bearbeiteten den karolingischen Sagenkreis wie die Alexandermärchen. Aber alle diese Sänger und Schriftsteller, von denen die Literaturgeschichte noch eine ganze Anzahl Namen kennt, entstammen den Kreisen der niederen

*) Vergl. Sammlung Göschen Nr. 28, Walther v. d. Vogelweide

Geistlichkeit. Diese allein und so auch einzelne Klöster bewahrten die Freude an geistiger Arbeit, indes die höheren Würdenträger der Kirche mehr und mehr roher Weltlichkeit huldigten.

Auch der Eifer, alte Lieder und Schriften, Sagen und Sprüche zu sammeln, findet sich vornehmlich bei den gebildeten Laien und Priestern. Während einerseits ganze Liederbücher zusammengestellt und mit herrlichen Kleinmalereien geschmückt wurden, faßten andererseits unbekannte Dichter die Schöpfungen der verschiedenen Sagenkreise zusammen.*) So entstand im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts und wohl in Oberdeutschland das Nibelungenlied aus wenigstens zwei von einander unabhängigen Gedichten, in denen der nämliche Gedanke zu Grunde liegt, daß „auf Liebe Leid folgt".

Der Sammeleifer erstreckte sich ferner auf Urkunden und Gesetzbücher, wie denn die Zeit vornehmlich bemüht war, über das Recht feste Ansichten zu gewinnen. Der „Sachsenspiegel" des edlen Eike von Repgow und die „Sachsenchronik" des nämlichen Verfassers, der übrigens ein Geistlicher gewesen ist, entstammen der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Der „Schwabenspiegel" entstand wohl nur um ein weniges später Der Sachsenspiegel besonders muß als ein Rechtsbuch gelten, dem urdeutsche Gedanken und Anschauungen zu Grunde liegen. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn Gregor XI. (1374) einzelne der darin enthaltenen Sätze für ketzerisch erklärte.

Freilich, die „Ketzerei" ward in dieser Zeit kräftig verfolgt. Friedrich II. (1212—1250) willigte um staatlicher

*) Die berühmteste Liedersammlung dieser Art ist die sog. Manessische, welche früher in Paris sich befand und nun in Heidelberg aufbewahrt wird. Ihre Bilder sind als Darstellungen des höfischen Lebens kulturgeschichtlich sehr wichtig.

Vorteile willen ein, daß der Kaiser dem Papste den weltlichen Arm leihe zur Vertilgung der nicht Rechtgläubigen. Zwar, der Dominikaner Konrad von Marburg, der zuerst in Deutschland die Scheiterhaufen entflammte und dessen Geißel die heilige Elisabeth ihren Rücken bot, wurde von dem gemißhandelten Volke erschlagen. Dagegen gelang es dem habsüchtigen Erzbischof von Bremen, die ketzerischen, d. h. freiheitsliebenden Stedinger Bauern in Friesland mit Unterstützung eines gegen sie aufgebotenen Kreuzheeres zu vernichten. Der gehorsame Hohenstaufe erlebte es sogar an sich selbst, daß die Kirche ihn wegen Ketzerei mit dem Banne belegte und seine Unterthanen zur Empörung aufrief.

Die innere Sicherheit des Reiches, die Friedrich I., der Rotbart (1152—1190), mühevoll erzwungen, ging in dem auf Konrad IV. und Wilhelm von Holland folgenden Zwischenreiche kläglich verloren.

Der Rotbart erließ feste Rechtsvorschriften, sein Enkel veröffentlichte auf dem Reichstage zu Mainz (1235) ein Landfriedensgesetz und zwar zum erstenmale in deutscher Sprache.

Als im Zeitalter des Zwischenreiches (1256—1273) die Fehden und das Raubrittertum, kurz gesagt das Faustrecht, ganz besonders im Süden und im Westen des Reiches überhand nahm, traten die rheinischen Städte und Herren unter Führung von Mainz und Worms zusammen, das Landrecht zu schützen. Auf der roten Erde des alten Wittekind-Landes, in Westfalen, entwickelte sich aus den alten Gaugrafschaftsgerichten die Vehme, deren Oberstuhlherr der Erzbischof von Köln war. Mit den aus freien Männern gewählten „Freischöffen" verbreitete sich diese volkstümliche Selbsthilfe, deren Gerichtssprüche durch die dabei gepflogene Heimlichkeit an

Nachdruck gewannen, über das ganze Reich. Zur Spielerei herabgesunken, nachdem der „allgemeine Landfrieden in Deutschland verkündet worden", erhielt sich die Vehme dennoch bis in unser Jahrhundert.*) Den Romantikern hat sie manch' dankbaren Stoff zu dichterischer Schilderung geliefert.

Und wie stand es um die Wissenschaft im Zeitalter der Staufen? Die Geschichtsschreiber verfaßten ihre Werke zumeist in lateinischer Sprache. Immerhin finden sich einige Versuche, wichtige Urkunden, Gesetze und ganze Schriften durch Anwendung des Deutschen, weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Städte und Landschaften verfaßten ihre Grundrechtsurkunden, die ja nach bestimmten Zeitabschnitten vor allem Volke öffentlich verlesen werden mußten, in der heimischen Mundart.

In der Prosa macht sich das Ueberwiegen des bürgerlichen Charakters wohlthuend bemerkbar. Der Ritter, der höfischen Sinn pflegte, konnte nur Strophen verfassen. Er hatte alle seine Gedanken einzig auf den Minnedienst gerichtet und so erklärt sich auch die eigentümliche Erscheinung, daß kein deutscher adeliger Kreuzfahrer von seinen Erlebnissen im Morgenlande berichtet.

Die Gelehrten finden sich natürlich vorzugsweise im geistlichen Stande. Unter ihnen zeichnete sich ein naturwissenschaftliches Genie, Albertus Magnus, der Dominikaner Graf von Bollstädt aus (1193—1280). Ein Schwabe von Geburt, hatte er in Pavia studiert, in Paris gelehrt und in Regensburg als Bischof gewirkt; den größten Teil seines Lebens brachte er jedoch in Köln zu. Wegen der vielseitigen Kennt-

*) Die Vehmlinde und der Vehmtisch in Dortmund sind erst um 1880, bei Gelegenheit der Erweiterung des dortigen Bahnhofes, den Bedürfnissen der neuen Zeit zum Opfer gefallen.

niſſe, über welche er verfügte, ſchmückte ihn der Titel: Doctor universalis. Seine ariſtoteliſchen Forſchungen haben die ſpätmittelalterliche Scholaſtik bedeutend beeinflußt. Beſondere Erfolge erzielte er in der Chemie, Phyſik und Botanik; ſie waren derart, daß die abergläubiſche Meinung auch in den folgenden Jahrhunderten ihn geradezu als einen Zauberer bezeichnete.

Bei der Gefahr, welche umfaſſende naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe für ihren Beſitzer in den Tagen brachten, da der Scheiterhaufen für die Ketzer bereit ſtand, darf es nicht verwundern, wenn die gemachten Erfahrungen geheim blieben. Das wichtigſte auf uns gekommene naturwiſſenſchaftliche Werk des dreizehnten Jahrhunderts, die ſogenannte „Meinauer Naturlehre“ erklärt die bekannteſten Naturerſcheinungen ganz in der abergläubiſchen Anſicht der Zeit.

Die religiöſen Gedanken, welche die Kreuzzüge veranlaßten, ſchufen auch eine größere Anzahl Werke, in denen die Gottgefälligkeit der Fleiſchabtötung zum Ausdruck gelangte. Zugleich verfielen der Glaube und die Weltweisheit mehr und mehr in die dunklen Irrgänge der Myſtik. Das Papſttum, gegen das ſich derartige Schriften unwillkürlich richten mußten, da ſie die Sittenreinheit und die völlige Entſagung von jedem Chriſten forderten, verdammte natürlich die neue, weit verbreitete Lehre. Wirkſam konnte die Kirche aber nicht einſchreiten; denn die Myſtiker wurzelten im Volke, aus deſſen Kreiſen ſie hervorgingen, deſſen Sprache ſie ſchrieben und wie Meiſter Eckhart in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ſelbſt durch neue Wortſchöpfungen bereicherten.

Das Schulweſen erfuhr unterdeſſen ebenfalls einen weſentlichen Ausbau. An die Stelle der ſich mehr und mehr von der Jugenderziehung abwendenden Klöſter übernahmen Weltgeiſtliche und gelehrte Bürger in den verſchiedenſten Städten

den Schulunterricht. Die Anstalten, sogenannte Collegiat- oder Chorherren-Stifte, demnach Vereinigungen von nicht mönchisch lebenden Priestern, ersetzten zunächst noch die Hochschulen. Freilich, wer die höchste damalige Gelehrsamkeit erwerben wollte, mußte nach Paris oder an die italienischen Universitäten wandern. In deutschen Landen sah erst das vierzehnte Jahrhundert zu Prag (1347), Wien (1365), Heidelberg (1386) und Erfurt (1392) die Vereinigung der vier Fakultäten zu Hochschulen sich vollziehen.

Das eigentliche Leben des deutschen Volkes ist auch in dieser Zeit noch in ein ziemliches Dunkel gehüllt, soweit nicht die Ritterschaft und die Städte in Betracht fallen.

In den Dörfern fanden sich entweder nur hörige Bauern oder nur Freie zusammen, oder es lebten einige wenige schutzgenössische Freie unter den Leibeigenen. Je zahlreicher die Freien in einer ländlichen Gemeinde waren, desto besser stand es um die Gerechtsamen auch der Hörigen. Andererseits verlor der freie Bauer, dem ein thatkräftiger Rückhalt an Gleichgestellten fehlte, gar leicht seine Rechte vor der Willkür des benachbarten Lehensadels.

Die altdeutsche Feldordnung bestimmte einzelne abgegrenzte Gebiete, die Mark für die ganze Gemeinde. Jeder Genosse erhielt von dieser den Platz für seine Hofstatt zugewiesen. Bezog ein Herr mit den ihm gehörenden Leibeigenen eine Mark, so erbaute er an schicklichem Orte den Hof, den gewisse einfache Befestigungen, Zaun und Graben schützten. Der übrige urbare Boden zerfiel in drei Felder, von denen jeder Zinsmann sein Stück erhielt. Was etwa noch übrig blieb, hieß die Allmeinde, auf welche jeder Markgenosse gleichmäßigen Anspruch ausübte. Von den drei Feldern ward je eines und von allen Dorfleuten zu gleicher Zeit mit der gleichen

Frucht bestellt. Die gegenseitige Uebereinstimmung herrschte auch vor bei der Abwendung von Schädigungen des Bodens durch Berg und Wasser, Wild und Wald. Blieb die Einigkeit stets erhalten, so gelang es auch wohl der Markgenossenschaft, ihre alten Freiheiten zu bewahren. Verfielen diese an einen Herrn, so setzte dieser einen Hof-Verwalter in der Person des Maiers. Solcher richtete nach Hofrecht, unter Beiziehung der eingeschworenen Aeltesten im Ringe, alljährlich im Mai und nach der Ernte, die geringeren Streitfälle. Der „Zwing und Bann", den der Gerichtsherr gewöhnlich selbst ausübte, beschlug schon schwerere Uebertretungen. Die wirklichen Verbrechen verfielen endlich dem Urteile des königlichen oder herzoglichen Richters, der im Namen der höchsten Behörden den „Blutbann" ausübte.

Der Herr wußte durch die Erhöhung des Zinsfußes und des Zehntens die Freien, wie die Unfreien auf seinem Hofe mehr und mehr in Abhängigkeit zu bringen. Der Zehnte fiel ihm vorweg von jedem Ertrage des Bodens zu, den Zins mußte der geplagte Bauer zudem, und meistens schon in barem Gelde erlegen.*) Kamen noch die Bußen hinzu, die hartherzige Maier gerne auferlegten, so blieben dem Unglücklichen, mit den Seinen kaum das nackte Leben. Weiters drückten auf die Gemeindegenossen die harten Frohndienste für Herren und Vögte, welche letztere die Oberverwalter des ganzen Besitzes der ersteren waren.

Die Hörigen besaßen weder die Freizügigkeit noch selbst das unbestrittene Recht zur Eheschließung. Dazu kam, daß auch der Freie zu den „armen Leuten" zählte, wenn er nicht

*) Das baare Geld war um 1800 noch sehr selten. Z. B. galt damals eine gute Kuh 8—10 Mark nach heutigem Werte. Den Geldmangel nutzten natürlich die Darleiher weidlich durch Wucher aus; ein Zinsfuß von dreißig vom Hundert wurde als eine ganz erträgliche Forderung angesehen

den Waffendienst ergriff. Besaß er sonst kein Eigentum, so verfiel er dem Schicksale der „Fahrenden", die heimatlos und geradezu vogelfrei das Reich scharenweise durchwanderten.

Diese unseligen Verhältnisse auf dem Lande begünstigten dagegen das Emporkommen der Städte. Einzelne Genossenschaften, die vom Könige für ihre treuen Kriegsleistungen mit der Gunst begnadigt wurden, aus ihren freien Leuten die Vorsteher zu wählen, legten den Grund zu weiterer Selbstständigkeit. Heinrich IV. besonders zeigte sich großmütig in der Erteilung von Freibriefen für solche Gemeinden, die den ihm feindseligen hohen Geistlichen mutig entgegentraten.

Die selbständigen Genossenschaften erklärten bald, daß auf ihrem Markboden „die Luft frei mache." Wer irgend sich losreißen mochte von den Hörigen, floh in diese ursprünglichen Städte; der Adel aber ward gezwungen, wollte er nicht aller Arbeitshände verlustig gehen, die Unterthanen besser zu behandeln.

Unter dem Herrenstande machten sich ebenfalls tief greifende Umwandlungen geltend. Das religiöse Fieber, welches sich in Form der Kreuzzüge äußerte, verdarb Manchen an Leib und Gut. Der Ritter kehrte aus dem heiligen Lande in den allerseltensten Fällen mit guter Beute heim. Immer fand er dann zu Hause die schwierigsten Verhältnisse vor, die ihn oft genug zwangen, fernerhin die gern gewährte Gastfreundschaft der glücklicheren Standesgenossen anzusprechen. Die jüngeren Söhne kinderreicher, aber an Gütern armer Familien der kleinen Lehensritterschaft, suchten ihren Lebensunterhalt durch Schwert und Laute zu gewinnen. Daß ihnen bei solcher Beschäftigung keine Rosen erblühten, des ist die herzliche Danksagung Walther's von der Vogelweide ein

guter Zeuge, als er vom Kaiser Friedrich II. ein bescheidenes Gütchen empfing.

Die Erziehung des jungen Adligen mußte demnach darauf Bedacht nehmen, ihn mit allen jenen Fertigkeiten und Künsten auszurüsten, welcher der Kriegsmann, wie der Sänger bedurften. Lesen und Schreiben gehörten jedoch keineswegs zur allgemeinen Bildung des Ritters, wohl aber die Kenntnis der französischen und der lateinischen Sprache. Hatte der Knappe die geforderten Proben seiner Tüchtigkeit unter Anleitung des edlen Lehrmeisters abgelegt, so empfing er die „Schwertleite“ (Wehrhaftmachung) von fürstlicher Hand. Uebrigens konnte jeder freie Mann schließlich mit dem Schwerte umgürtet werden und dabei den Ritterschlag empfangen, soferne sein Vater weder ein Geistlicher noch auch ein Bauer gewesen.

Die Waffenübungen stellten die höchsten Anforderungen an die körperliche Kraft und Geschicklichkeit des Jünglings. Zugleich forderte man von ihm sittenstrenges Leben, Ehrenfestigkeit und alle wahrhaft männlichen Tugenden. Während des schlimmen Zwischenreiches freilich, zeichnete sich die deutsche Ritterschaft nur in einzelnen Fällen durch genaue Befolgung der als Knappe empfangenen Lehren aus. Damals kamen die Unmäßigkeit, die Ausschweifung, die Spielleidenschaft auch in jene Kreise, welche die feine höfische Sitte sonst gepflegt.

Fehden, Turniere, Gastereien und „Sängerkriege“ brachten es mit sich, daß der Wehrstand den lebhaftesten Verkehr untereinander pflog. Die Gastfreundschaft ward in umfangreichster Weise geübt. So kam es nicht selten vor, daß Frauen und Töchter der Burgherren die eintreffenden Gäste im Bade bedienten, ja daß sie Leistungen erfüllten, welche sonst sich nur bei völlig wilden Völkern zu finden pflegen. Die Frau

war trotz aller Verklärung durch die Minne, eine Hörige. Sie überwachte die häuslichen Arbeiten, zu denen auch die Erzeugung der Kleidungsstücke gehörte. Es war ganz gewöhnlich, daß sie dem Eheherrn und seinen Leuten als Arzt und mit der Feder diente; denn im Gegensatze zum Mann mußte das adlige Weib lesen und schreiben können. An den Höfen nahmen die Frauen an allen Festlichkeiten teil. Sie verschönerten die Kampfspiele durch ihre Gegenwart und huldigten eifrig leichteren körperlichen Uebungen und dem schon damals bei der Geistlichkeit verpönten Tanze. In Hinsicht auf die Eheschließung galt der Wille der Eltern oder der Familie als streng bindende Vorschrift für die Töchter. Ihre Geburt ward nicht gerade als ein Unglück empfunden, aber auch keineswegs mit den Freudenfesten gefeiert, welche den neugeborenen Sohn begrüßten.

Das Haus, in dem die adlige Frau wirkte, ist die feste Burg gewesen, über welche jeder Lehensmann gebot.*)

Zumeist lagen diese steinernen Bauten, die Hörige im Frohndienste aufführten, in erhabenen Lagen, um stetsfort die nähere und weitere Umgebung genau einsehen zu können. Den Kern einer jeden Burganlage bildete der „Bergfrit", ein plumper Turm, dessen Grundrißform gewöhnlich die viereckige ist. Der Eingang lag in solcher Höhe, daß eine hölzerne Stiege die Verbindung mit dem Erdboden sichern mußte. Die schartenähnlichen Lichtöffnungen mit Glasscheiben auszufüllen, konnte sich nur der reiche Ritter erlauben. Das Erdgeschoß des Turmes diente als Gefängnis (Verließ), in dem die rettungslos Eingeschlossenen oft genug erstickten oder verhungerten. Auf der ersten Balkenlage ruhte die Küche,

*) Vergl. d. Verf. „Bilder aus der Kulturgeschichte der Schweiz"; Zürich und Leipzig, 1895 Abschnitt IV. „Ritterliche Wohnungen zur Staufenzeit."

die den Knechten gewöhnlich auch als Schlafstätte diente. Eine Leiter führte zur „Kemenate", dem Frauengemache empor, welcher Raum durch eine hölzerne Schutzwand der Einsicht entzogen ward. Wiederum ein Stockwerk höher lag der Flur, in dem die Herren sich für gewöhnlich aufhielten — Rüstkammer, Empfangssaal, Bankett-Halle zusammen. Als Sitze dienten die mit Wildschuren bedeckten Schlafbänke, das Licht zur Nachtzeit mußten schwelende Kienfackeln spenden. Für die Wärme im Winter sorgten gewaltige Kamine, deren Rauchabzug auf die denkbar einfachste Art bewerkstelligt ward. Hoch oben endlich der Söller, ein leerer, kahler Raum, zu welchem man von unten her durch eine Fallthüre gelangte, die mit derben Dübeln verschlossen, die Verteidiger zuletzt noch vor dem Andringen des Gegners schützte.

Mit der Zeit entwickelte sich neben diesem ursprünglichen Wohnsitze, die größere und im Laufe der Jahrhunderte noch vielfach erweiterte Burganlage.

Andererseits verschwanden infolge der vielen Fehden eine gute Anzahl ritterlicher Wohnstätten; denn die Uebergabe des Bergfrides an den Feind besiegelte gewöhnlich sein endliches Schicksal, die völlige Zerstörung. Die Besatzung wußte übrigens nur zu gut, daß sie in den seltensten Fällen auf Gnade rechnen dürfe. Höchstens der Burgherr selbst, war er nicht gerade ein Ketzer, ein Hochverräter oder Räuber, seine Familie und seine adligen Kampfgenossen, retteten unter Verlust der Besitztümer durch den Schwur der „Urphehde" das nackte Leben. Die Urphede nahm ihnen gesetzlich das Recht, geschehene Unbill zu rächen, und so wanderten sie denn gewöhnlich in's Elend.

Die Ritterheere lernten im Laufe des zehnten Jahrhunderts geschlossen auf den Schlachtfeldern kämpfen. Die

Bewaffnung des Einzelnen umfaßte gleichmäßig Lanze, Schwert, Dolch, Streitkolben oder Streitaxt, die Rüstung hüllte Mann und Roß in Eisen; zu größerer Deckung gegen Stich und Hieb führte der Reiter noch das mit seinem Wappen geschmückte Schild. Zum Gefechte ordnete sich die Masse gewöhnlich in eine offene Linie, auf sechzig Schritt vom Gegner stürmte diese dann in raschem Trabe vor. Die Entscheidung mußte in den nun folgenden Einzelkämpfen gesucht werden. Die Knappen und leicht gerüsteten Fußknechte töteten die zu Boden Gerannten oder nahmen sie gefangen; andererseits fiel ihnen auch die Aufgabe zu, ihre verwundeten Herren vor dem Aeußersten zu schützen und aus dem Getümmel zu retten. Der Heerführer, welcher bei dem Hauptbanner hielt, schied von vorne herein die aus den besten Streitern gebildete Rückhut aus. Erst in dem Augenblicke, da die Wage des Sieges schwankte, stürmte diese Abteilung in das Gewühl, um den Ausschlag zu geben.

Die Turniere, an denen bisweilen an tausend Lanzen zugleich teilnahmen — und zu einer Lanze zählten auch die Knappen und Knechte des betreffenden Ritters — bildeten getreue Abbildungen der wirklichen Feldschlachten. Auch in diesen Kampfspielen gab es Tote, Verwundete und sogar Gefangene, deren weiteres Schicksal in den Händen der zuschauenden Damen lag. Immerhin zeigten diese niemals die Grausamkeit der römischen Frauen, obwohl die Turniere sonst stark an die wildesten Gladiatoren-Kämpfe des vorchristlichen Zeitalters erinnerten.

Die Toten, welche nicht einer räuberischen Fehde zum Opfer gefallen, bestattete die Kirche mit vieler Feierlichkeit. Ruhte ein Ritter im Grabe, so hing man seine Rüstung oder wenigstens sein Schild in der Nähe an einem Baume auf.

Im vierzehnten Jahrhundert ward es mehr und mehr Sitte, die Turniere mit stumpfen Waffen auszukämpfen. Die fortdauernden Fehden freilich und verheerenden Seuchen sorgten nur zu sehr dafür, daß die Menschheit ein kurzes Leben durchwanderte. Das Durchschnittsalter der Deutschen betrug noch im Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts kaum sechzehn Sommer, indes unsere Zeit das Menschenalter auf achtundvreißig bis vierzig Jahre berechnet. Eine eigentümliche Stellung innerhalb der ritterlichen Gesellschaft nahmen während und nach den Kreuzzügen die geistlichen Orden der Templer, Johanniter und der Deutschen Schwertbrüder ein.

Besonders diese Letzteren, deren Kennzeichen der weiße Mantel mit dem schwarzen Kreuz war, sind für Deutschland wichtig geworden. Bei der Belagerung von Akkon aus echt christlichen Beweggründen entstanden, kamen die Brüder unter Führung des Hochmeisters Hermann von Salza in das ostpreußische Land Kulm. Geleitet von den Gelübden: Armut, Keuschheit, Gehorsam und Kampfeslust gegen die Ungläubigen, begannen sie mit Erfolg die Kultur des heidnisch-slavischen Preußens. Dort wirkte als erster Landmeister der gewaltige Hermann Balke und ihm, wie seinen Nachfolgern gelang es, den gewonnenen Besitz zu sichern. Darauf verlegte der Orden das Hochmeister-Amt in die herrliche Marienburg, dadurch bezeugend, daß er ein neues großes Gebiet der Deutschen Kultur gewonnen habe.

In der That zeigt sich gerade in dieser Leistung die Bedeutung des Rittertums im schönsten Lichte. Die siebenzigtausend Reisige, welche einst (1147) unter König Konrad in's heilige Land zogen, erlangten dort keinen bleibenden Erfolg. Ihr Ziel ist zu unklar gefaßt gewesen, als daß es hätte erreicht werden können. Ueberdies fochten sie zu fremdem, rein

romanisch-päpstlichem Nutzen. Die Italienfahrten des Rotbartes richteten ihre Spitze zu Gunsten des Todfeindes deutscher Kaisermacht gegen die Freiheit stolzer, wohlhabender Bürger. Zwar Mailand mußte sich der Gewalt der Staufen unterwerfen, aber die Lebenskraft der Städte Italiens vermochten die deutschen Ritter keineswegs auch nur für kurze Frist in andere Bahnen zu lenken.

Dagegen sollte die Urbarisierung der preußischen Lande gelingen, weil sie von Rittern, Bürgern und Bauern zusammen bewirkt wurde. Die Kämpfer verwandelten sich, nachdem sie die Schwerter in die Scheide gestoßen hatten, in friedliche Ansiedler. Ebenso unermüdlich in der Arbeit, wie im Kampfe, mochten sie schnell einen behaglichen Sitz erwerben. Immer neue Scharen von in der alten Heimat schwer Bedrückten wanderten nach Preußen aus. Bereits ein halbes Jahrhundert später, als die ersten Schwertbrüder östlich der Weichsel erschienen waren, wetteiferten diese Landschaften in ihrer Kultur mit den übrigen Gauen Deutschlands.

Die festen Orte Kulm, Thorn, Marienburg nahmen tüchtige Bürger auf, das günstig gelegene Elbing empfing aus Lübeck eine gute Anzahl Kaufleute, welche den Tauschhandel zwischen Ost und West vermittelten.

Das Fortschreiten des Deutschtums im Osten ermöglichte nun auch endlich das Ziel zu erreichen, welches die Ottonen vergeblich erstrebt hatten, die von den Slaven besetzten Landschaften zwischen Elbe und Oder mit Germanen zu besiedeln. Schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durften Mecklenburg, Vorpommern und die Mark Brandenburg für vorwiegend deutsch gelten. Die Eingewanderten aber stammten aus Niedersachsen, Friesland und Franken; die Oberdeutschen

fehlten völlig. Dadurch gewannen die neuen Erwerbungen einen entschiedenen, gleichmäßig niederdeutschen Charakter.

Andererseits wanderten die Sachsen auch nach Südosten aus, um in Siebenbürgen, also mitten unter den Magyaren eine neue Heimat zu finden. Waren sie vorzugsweise Bauern, so empfing Schlesien dagegen eine Menge bürgerlicher Kräfte, die von Breslau aus den Binnenhandel trieben.

Der deutsche Ritter eroberte das Land, der Bauer öffnete es der Kultur, der Bürger sicherte ihm das ruhige Fortschreiten auf der einmal gewonnenen Bahn.

Während im Reiche die Stände sich hart gegen einander abschlossen und ihren Nutzen geradezu in wechselseitiger Bedrückung sahen, hielten sie in der Fremde vortrefflich zusammen, weil der Verlust des einen auch die Besitzschädigung der anderen nach sich zog.

Die Erfolge in den neu besiedelten Landesmarken wirkten mächtig auf die Haltung der Städte im Reiche zurück. Nicht nur, daß die dort überflüssigen Kräfte ein geeignetes Feld zur nutzbringenden Thätigkeit fanden, die Mutterstädte bereicherten sich ebenfalls durch die neu eröffneten Handelswege. Zugleich mit dem Wohlstande erstarkte ihr sittliches Selbstgefühl.

Der Adel im Reiche dagegen verkannte die Zeichen der Zeit. Haltlos und nur von Habsucht und Formelkram beseelt, nahm er kaum noch Anteil am Kampfe zwischen Papst und Kaiser. Während des Zwischenreiches gewöhnte sich mancher Nachkomme des einst so glänzenden Lehensadels an's Rauben und Plündern. Diese Sittenlosigkeit sollte die schwerste Strafe nach sich ziehen. Sobald die Städte machtvoll auf den Plan traten, mußten die Herren die Waffen strecken und Frieden suchen mit dem verhaßten Bürgertum.

III.

Das deutsche Bürgertum im Mittelalter.

Schriften: W. Vischer, Geschichte des Schwäbischen Städtebundes. J. W. Barthold, Geschichte der Deutschen Hansa. Aeneas Sylvius Briefe.

Unter den Kaiserbildern im Saale des ehrwürdigen Römers zu Frankfurt, der reichen alten Stadt am Main, tritt dem Beschauer die charakteristische Gestalt Heinrichs I., (919—936) des Sachsen, entgegen. Ihn nannte die Geschichtsschreibung einer früheren Zeit den deutschen Städtegründer, die neuere Forschung hat ihm diesen Ruhm zum Teil gekürzt. Sie läßt ihn nur als den Erbauer und Ausgestalter von Burganlagen gelten, in denen er starke Stützpunkte gewann für seine Kämpfe wider die Magyaren.

Doch, ohne Burg keine Bürger! Der Bergfrit der kaiserlichen Festungen bildete den Kern der neuen Städte, die seit dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts in die Geschichte des Reiches eingreifen.

Angeordnet nach Grundsätzen der Nützlichkeit mußten die Städte bald größere Verpflichtungen übernehmen. Der wiederholte, wenn auch jeweils nur kurze Aufenthalt der Könige in ihren Mauern, die ständige Besatzung erforderten die Befriedigung größerer Bedürfnisse. So siedelten sich Handwerker und Krämer innerhalb der schützenden Befestigungen an. Diese umschlossen bald wichtige Marktplätze, auf denen der regelmäßige Austausch mannigfaltiger Waren stattfand. Damit verbanden sich auf die natürlichste Weise die Gerichts-

tage, welche bereits Heinrich I. in die festen Plätze verlegte, um seine noch immer ziemlich unbändigen Landsleute, die Sachsen, an die Notwendigkeit fester Mauern zu gewöhnen, hinter denen sie in schwerer Zeit für das Reich kämpfen sollten. Andere Orte — so besonders die uralten rheinisch-westphälischen Städte — bargen neben den Gräbern christlicher Märtyrer die Hofsitze höherer Geistlicher, ohne sonst einen wesentlichen Unterschied gegenüber den königlichen Ansiedlungen aufzuweisen. Der weitaus größere Teil der Bewohner waren verpflichtete Hörige, die hier wie dort entweder ländliche Arbeiten oder handwerksmäßige Verrichtungen im Frohndienst zu leisten hatten. Ihnen gegenüber standen die freien Beamten und die Kaufleute, welche über sich nur den König als Herrn anerkannten und derart den Grundstock des später sich ausbildenden Patriziates darstellten.

Es war das Streben der frühmittelalterlichen Städte, den bekannten guten Wohnsitz unter dem Krummstabe zu finden; denn der geistliche Herr forderte niemals so viel, wie der König, oder besser gesagt, dessen rauhen Vögte. Die Kaiser beförderten übrigens die Macht der Kirche durch Stiftungen aller Art und durch die Uebertragung des Gerichtsbannes, der Zoll-, Markt- und Münzrechte an die geistlichen Herren, um an diesen, die doch ohne rechtmäßige Erben blieben, eine gewisse Unterstützung in dem Kampfe wider den längst unbotmäßig gewordenen Hochadel zu finden.

Mit dem stetigen Wachstum der Städte entwickelte sich auch das demokratische Gefühl ihrer Bewohner, denen die Lebensführung des Geistlichen willkommenen Anlaß gab, die Erdenfahrt des Erlösers mit der seiner damaligen Diener zu vergleichen. Als königstreue Leute in dem Kampfe des Kaisers wider den Papst zeichneten sie sich aus, und ihr Lohn

war die Gewährung der völligen Freiheit für alle Bewohner, welche bereits in Gilden und Innungen geteilt, wenigstens das neu entstandene Patriziat an den öffentlichen Geschäften teilnehmen ließen. Ja, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts errangen die größeren Städte im Rhein- und Donaugebiete auch schon eine gewisse politische Bedeutung für sich, welche von den Hohenstaufen durchaus nicht unterschätzt wurde.

Ein Städtebild jener Zeit hatte wenig Anziehendes aufzuweisen; kurz gesagt, es stellte nicht mehr vor als ein großes, schmutziges eng gebautes Dorf, das mit Ringmauern umgeben war. Verschiedene Scenen aus der bekannten Lebensgeschichte Till Eulenspiegels lassen uns deutlich erkennen, wie es damals in deutschen Städten zuging; die Geschichte von den Schweinen, welche die unglücklichen Schneider von dem Laden herunter in den Kot werfen, enthüllt noch lange nicht das Schlimmste. Hundert Jahre scheinen, wenigstens in den stets reicheren und größeren Orten am Rhein, einen großen Fortschritt bewirkt zu haben. Wird doch berichtet, daß Kaiser Rudolf I. (1273—1291) über die Pracht eines basler Gerberhauses weidlich staunte. Immerhin bildeten steinerne Gebäude und feuerfeste Bedachungen die größte Seltenheit; das zumeist aus strohgedeckten Fachwerkhäusern bestehende Zürich brannte (1280), zum größeren Teile durch die Unthat eines rachsüchtigen Bäckers ab. Von Mainz, Regensburg und Hildesheim werden ähnliche Geschehnisse erwähnt.

Die mächtigste und angesehenste deutsche Stadt jener Zeit war das von den Römern schon zu einer Kolonie (colonia agrippinensis) umgewandelte, uralte Köln, dessen älteste Geschlechter wohl auf ihren Ursprung aus der weltbeherrschenden Capitale pochen durften. Seit dem elften

Jahrhundert nahm Köln die leitende Zünfte unter den rheinischen Ortschaften ein, bei Tusculum siegten einhundertundsechs seiner Ritter über die Nachkommen ihrer eigenen Vorfahren. Im ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts regte sich auch in Köln gleich wie in den meisten größeren deutschen Städten das demokratische Element, hier wie dort aus Notwehr, um nicht von dem Patriziate wieder vollkommen zu besitzlosen Hörigen erniedrigt zu werden. Es kam (1321) das „Eidbuch" zustande, eine immerhin noch höchst unvollkommene Verfassung, die, je länger je mehr, wieder die Uebermacht des Patriziates bestätigte. Wenngleich einige Mittel gegen die dem Bestehenden stets gefährlich werdende Einwanderung versucht wurden, das Zudringen frischen Blutes ließ sich auf die Länge nicht verhindern; es folgten gegen Ende des Jahrhunderts gefährliche Zunftaufstände, deren letzter siegreich blieb. In einem (1396) erlassenen „Verbundbriefe" einigen sich der Rat und die zweiundzwanzig Zünfte*) und „doin kunt allen luden, dye nu synt hernamails comen soelen — — dat man — — sachen ind Gesetze — — bewaire dat sy in eynre erfflicher memorien ind ewigher gedechtnysse unverbruchlichen gehalden werden zo ewighen daghen". Der Rat durfte von nun ab keine Fehden beginnen oder größere Steuern erheben ohne Zustimmung der ganzen Gemeinde, deren Zünfte

*) Da dieselben die meisten der damaligen überhaupt bestehenden Gewerbe in sich schlossen, mögen sie hier folgen. Es sind: Wollenweber und Tuchscheerer, Weißgerber und Zeugweber; Eisenhändler; Waidhändler und Leinenfärber; Goldschmiede und Goldschläger; Buntwirker; Schildmacher und Seidensticker, Sattler und Glasarbeiter; Steinmetze, Zimmerleute, Tischler, Dachdecker und Töpfer; Schmiede; Bäcker; Brauer; Gürtler und Lederarbeiter, Nadelmacher, Drechsler, Beutler und Handschuhmacher; Harnischschmiede, Schwertfeger, Barbiere; Fleischer, Fischhändler; Schneider; Schuhmacher, Lohgerber und Holzschuhmacher; Kannegießer; Böttcher, Küfer und Weinhändler; Leineweber.

Abgeordnete in den „einzigen“ Rat sendeten und die die Bürgermeister lieferten. Alle halbe Jahre ward der Rat zur Hälfte erneuert — ein Verfahren, das die oberdeutschen Städte längst in Anwendung brachten — und die Austretenden blieben für drei Jahre unwählbar.

Um ein oberdeutsches Gegenstück zu dieser Revolution zu geben, mag hier die sogenannte Brunsche Verfassungsänderung in Zürich (1336) kurz geschildert werden.

Auch in Zürich waren nur die ritterbürtigen und die diesen gleich geachteten reichen Geschlechter ratsfähig. Während das Patriziat in Köln aber über den Großhandel verfügte, lebten die zürcher Herren meist aus den Abgaben des bereits mächtigen und wohlhabenden Handwerkerstandes, ohne doch auch nur irgend etwas Außerordentliches für das Gemeinwesen zu leisten. Im Gegenteil war der Rat ernstlich bemüht, die Märkte und Gewerbe an einer freien Entwickelung durch boshafte polizeiliche Maßregeln, zu verhindern. Immerhin besaß die Gemeinde längst das Recht, zweimal jährlich die Teilerneuerung des Rates vorzunehmen. Eine geschickte Wahlmacherei beraubte jedoch die vorwärts strebenden Elemente der Bürgerschaft eines jeden gesetzlichen Einflusses. Der ehrgeizige, ritterbürtige Ratsmann Rudolf Brun, dem wohl weniger die demokratische Ausgestaltung der Gemeinde als die Vergrößerung seiner eigenen Macht am Herzen lag, benutzte die herrschende Unzufriedenheit. Im Mai 1336 wurden die Beschwerden eingereicht. Da der Rat sie zu verhandeln vergaß, erwählte die Gemeinde Brun zum Bürgermeister und übertrug ihm die Ausarbeitung der Verfassung, welche (16. Juli 1336) angenommen und beschworen wurde. Die Ritterbürtigen bildeten fortab nur mehr eine der dreizehn Zünfte, deren Vorsteher die Zunftmeister mit dreizehn Adligen

zusammen den Rat bildeten. Als die entflohenen alten Geschlechter mit Hilfe der Grafen von Rapperwyl die Wiederherstellung ihrer Rechte auf gewaltsamen Wege (Treffen bei Grynau, 1337) zu erreichen suchten und selbst Rudolf Brun zu ermorden trachteten (Zürcher Mordnacht, 1350), brachten sie es lediglich dazu, daß die Stadt (1351) in den Bund der Eidgenossen eintrat, also dem Reiche verloren ging.

Von der folgenschwersten Bedeutung für die Entwickelung des Bürgertums sind die verschiedenen Städtebünde gewesen. Sie verdankten ihre Entstehung der Notwendigkeit, die Handelsbeziehungen zu schützen. Die Häfen an der Ostsee standen lange schon in Verbindung mit Rußland, das ihnen Waren aus dem Orient vermittelte. Diese Häfen, unter denen das sagenhafte, untergegangene Vineta und das nun völlig unwichtige Wisby, die bedeutendsten waren, sind ursprünglich natürlich von Slaven bewohnt worden, zu denen erst später deutsche Einwanderer traten. Diese lernten hier überhaupt das städtische Leben kennen, und gar bald nahmen sie, die Sieger in dem politischen Kampfe, die Handels- und gewerblichen Erfahrungen der Unterlegenen zu ihrem Nutzen an. Dabei wirkte das bis heute bewahrte germanische Erbteil der Ungebundenheit und des selbständigen Lebens befruchtend mit. Gerade dieser Eigenart verdankten die deutschen Städte — und waren sie auch vorerst nur unbedeutend im Hinblick auf fremde Handelsgemeinden — ihre Lebensfähigkeit und ihre Kraft. Der ältere Handel deutscher Kaufleute ist kaum viel mehr als ein mühseliges Hausieren gewesen in den noch tief in der Barbarei steckenden Landschaften. Erst als der deutsche Orden die Ostseeländer seinem Schwerte unterwarf und die Kreuzzüge gegen die Sarazenen durch Kaiser Konrad III. recht eigentlich zur Nationalangelegenheit

erhoben wurden, nahm der Handel Deutschlands einen wirklichen Aufschwung.

Die Handelsstraßen, welche von den Alpen und den Donauländern nach dem Rhein und den Niederlanden führten, wurden immer mehr besucht und Städte wie Augsburg, Breslau, Köln und besonders das günstig in der Mitte gelegene Erfurt, dem noch eine Art Straßenzwang zu Hilfe kam, wurden bedeutende Stapelplätze. Flanderns Städte und Märkte wurden von Italienern und Orientalen, von Deutschen und Slaven besucht; sie lernten einander dort kennen und schlossen enge Verbindungen. Wie die Italiener im Mittelmeer den Zwischenhandel der das große Becken umgrenzenden Länder an sich rissen, so erhoben sich die Deutschen zur unbeschränkten Handelsherrschaft in der Ostsee.

Immerhin blieb alles, was mit Leben und Besitz zusammenhing, bei der obwaltenden Rechtlosigkeit ein unsicher Ding. Das Bedürfnis nach einem rechtlichen Verkehre ließ die deutschen Kaufleute in fremden Ländern zu Gesellschaften zusammenstehen, welche später, als sie durch einen mächtigen Bund niederdeutscher Städte vertreten wurden, unter dem Namen „Hansa" so berühmt geworden sind. Es lag im Charakter jener Zeit, daß diese Handelsgesellschaften die Form eines Staates im Staate annahmen, daß ihre Niederlassungen mehr das Aussehen einer Festung, als das eines Comptoirs oder Handelsgerichtes hatten. Schon im zwölften Jahrhundert besaßen die Kaufleute von Köln in London ihr eigenes Gildehaus, Heinrich III. (1216—1272) gestattete den Hamburgern, Lübeckern und anderen das nämliche zu thun, gegen Erlegung der üblichen Abgaben. Natürlich wirkten derlei Unternehmungen auf die Heimat zurück; hier entstanden wohl im Beginne des dreizehnten Jahrhunderts Gruppen von

Städtebünden an der Nordsee, in Mecklenburg, Sachsen und am Rhein, welche durch bedeutende Zwischenglieder miteinander korrespondierten.

Lübeck und Hamburg hatten längst (1241) eine enge Verbindung geschlossen; den Bemühungen der erstgenannten Stadt gelang es schließlich, die Hansa zusammen zu fassen. Bald gehörten ihr über neunzig Orte an, und seit 1358 hielt man gemeinsame Tage ab, auf welchen die „drei Drittel“ oder später die „Quartiere“ mit ihren Vorständen Lübeck, Braunschweig, Danzig und Köln gemeinsame Beschlüsse faßten, von denen einzelne, wie die Vereinheitlichung von Münze, Maß, Gewicht und Zoll weit über die Forderungen der Zeit hinausgingen. Großes hat die Hansa geleistet in der Sicherstellung des Handelsverkehrs zur See; die Kämpfe mit den Vitalienbrüdern, mit Waldemar III. (1361—1370) von Dänemark zeugten von der Macht der Verbündeten. Aber, die Hansa verknöcherte im Gildenwesen. Die Entdeckung der neuen Seewege, der aufblühende Eigenhandel der Niederlande und Englands, die trostlose Zersplitterung Deutschlands —, wie innere Streitigkeiten brachten der Hanse den Untergang; sie war längst ihrer Machtstellung entkleidet, als Elisabeth von England den Stahlhof zu London schloß (1598).

Nach Süden ging der große Handelsweg ins italienische Land, zumeist nach Venedig, woselbst am Rialto der Fondaco dei Tedeschi bestand, welches Haus aber, trotz seiner schönen Einrichtung — Giorgione und Tizian malten nach dem großen Brande (1504) die Tuchhalle mit Fresken — mehr einem Gefängnisse als einem Wohnsitze glich, weil die Signoria der Lagunenstadt die Fremden niemals mit Rechten ausstattete. Immerhin erhielten sich die geschäftlichen Be-

ziehungen zu Venedig, bis dieses (1797) zu einer österreichischen Provinzstadt herunterſank.

Die binnenländiſchen Städtebünde, der rheiniſche (1254) und der ſchwäbiſche (1337, 1376) ſuchten ſich vornehmlich gegen die wachſende Macht der benachbarten Landesherren zu ſchützen. Die Schwaben wurden von Kaiſer Karl IV. (1347—1378) anerkannt (1377); auch vereinigten ſie ſich mit den Rheinländern (1381) und zum Teil mit den ſchweizeriſchen Städten. Schon ſchwebten Verhandlungen mit der Eidgenoſſenſchaft, die eben (1386) Leopold von Oeſterreich bei Sempach vernichtet hatte, als Eberhard der Greiner (1345—1398) bei Döffingen (1388) und Pfalzgraf Ruprecht bei Worms (1388) ſiegten. Der im folgenden Jahre zu Eger geſchloſſene Friede vernichtete dieſe Sonderbündniſſe.

Solch' kriegeriſche Leiſtungen der Städe erforderten einen gewaltigen Aufwand an Mitteln, eine großartige Entfaltung der Wehrkraft. Urſprünglich nichts anderes als Schutzplätze an der bedrohten Landesmark, blieben die Städte immer dem Grundſatze getreu, daß jeder neue Einwanderer mit Gut und Blut für die Sicherheit des Gemeinweſens einſtehen müſſe.

Es entzieht ſich aller Berechnung, wieviel die großartigen Befeſtigungswerke koſteten, in denen alle Städte ihre wichtigſten Kriegsmittel erblickten. Jedenfalls waren die Auflagen, welche der Bürger für derlei öffentliche Arbeiten zu leiſten hatte, ungleich höher als die bäuerlichen Zehnten. Wenn trotzdem der Wohlſtand der Gemeinweſen fortgeſetzt wuchs, ſo zeigt das deutlich wie klug ſie ihre Handelsvorteile zu wahren wußten. Mit dem Aufſchwung der Städte zuſammen fällt das Bekanntwerden der urſprünglich von den Byzantinern (in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts) gemachten Erfindung des

Schießpulvers. Damit gewannen die Städte ein furchtbares Verteidigungsmittel gegen die Herren, welche ihnen sonst an kriegerischer Tugend, wie an geschulter Kriegsmacht zumeist weit überlegen waren. Um 1340 ward bereits in Augsburg, um 1344 in Spandau Pulver erzeugt. Natürlich verfertigte man auch „Büchsen", d. h. jene unförmlichen Kanonen, die Stein- und später auch Eisenkugeln warfen. Nach 1360 verbreitete sich ihre Anwendung immer mehr und um 1380 führten zuerst die süddeutschen Städte — wohl nach italienischem Muster — die Handrohre ein, aus denen sich nach und nach die Gewehre entwickelten. Gegen den Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts erhielten diese die seitliche Zündpfanne und das Lunten- (Drachen-) schloß; 1498 erfand Kaspar Zöllner in Wien die gezogenen Läufe, 1517 trat dazu die Nürnberger Erfindung des Radschlosses, der sich neunzig Jahre später in der nämlichen Hochburg deutschen Gewerbfleißes das Schnapphahnschloß zugesellte. Wahrscheinlich ist auch die zwischen 1630 und 1648 entstandene Batteriezündung (Steinschloß) die Erfindung eines deutschen Büchsenmachers.*)

Die einst durch die geistliche Macht begründeten Städte enthielten meistens das Grabmal eines christlichen Märtyrers. Bei dem steigenden Wohlstande und der allgemeinen Verehrung, welche solche Reliquien das ganze Mittelalter hindurch genossen, darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch die übrigen Gemeinwesen bemüht waren, ihren besonderen Heiligen die größten Huldigungen in sichtbarer Form darzubringen.

Durch den Einfluß, welchen Frankreich auf Deutschland

*) Ob 1301 bereits in Amberg das Geschütz thatsächlich zur Verwendung gelangte, ist fraglich. Dagegen wird für Einbeck um 1365 der Gebrauch von Bleikugeln erwähnt. Das erste Scheibenschießen hielt Nürnberg 1429, Augsburg 1430 ab, derart die Wichtigkeit eines wohlausgebildeten Schützenwesens anerkennend.

im Verlauf der späteren Kreuzzüge gewann, gelangte auch der Spitzbogen-Baustil, den die Italiener fälschlich den „gotischen“, d. h. den barbarischen nannten, in das Reich. Er eignete sich trefflich für die engbegrenzten Räume da er mehr die Höhe als die Fläche ausnutzte. In der Hallenkirche mit den gleich hohen Schiffen kommt der demokratische Geist des deutschen Bürgertums in glücklichster Andeutung zum Ausdrucke. Freilich, im ganzen genommen weisen diese Bauten eine ziemliche Nüchternheit auf, welche bei den französischen Vorbildern durchaus nicht vorherrschte.

Wie aber die deutschen Bauhütten, die Vorläufer der Freimaurerei, kaum anders aufzufassen sind, denn als Innungen vorzüglich geschulter Steinmetzen, so zeugt auch die deutsche Gotik mehr von dem Wirken geschickter Handwerker, wie von dem geistigen Schwunge glänzender Künstler. Da mochte die Plastik ebenfalls nicht die großartige Aus- und Durchbildung erfahren, wie in den romanischen Landen. Die Bauhütten hielten ganz im Sinne der den Deutschen so vertrauten Mystik, des „Zirkels Maß und Gerechtigkeit“ in hohen Ehren. Anstatt des freien bildnerischen Schmuckes schufen sie knorrige Laubwerk-Verzierungen oder geometrische Spielereien.

Anders stand es mit einem Zweige der Malerei. Die bunten Glasscheiben der durch die Enge des Raumes bedingten gewaltigen Kirchenfenster, erfahren in dieser Zeit die kunstfertigste Behandlung. Ob jedoch die Glasmalerei eine deutsche Kunst sei, ist noch eine offene Frage.*) Die gemalten Scheiben dämpften

*) Wenngleich Abt Gozbert in Tegernsee um das Jahr 1000 dem Grafen Arnold für die der Kirche geschenkten Glasgemälde dankt, so erwähnt doch der etwas später lebende Theophilus ausdrücklich die Franzosen als die größten Meister in dieser Kunst. Es ist demnach eher anzunehmen, daß die Glasmalerei in Frankreich, als in Deutschland entstanden sei.

das voll einströmende Sonnenlicht und brachten die von der Mystik geforderte vielfarbige Dämmerung hervor. Zugleich diente diese Farbenpracht dem Priester zur sichtlichen Erläuterung seiner Worte, daß Christus durch den jungfräulichen Leib Marias Mensch geworden sei, wie die Sonne durch das Fenster scheine und ihr Licht verwandele ohne Glas und Farben zu zerstören. Im zwölften Jahrhundert wurde die Glasmalerei allgemeiner geübt, im fünfzehnten schon hatte sie den Höhepunkt erreicht, im siebzehnten gehörte sie der Vergangenheit an.

Die großartigen **Kirchenbauten**, das Heranziehen der Architektur zur Errichtung von Rathäusern, Zunftgebäuden und selbst Befestigungsanlagen, blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf die gesamte äußere **Gestaltung der Städtebilder**. Der verwöhnte Humanist Aeneas Sylvio Piccolomini (1405—1464), der später als Papst Pius II. den Stuhl Petri bestieg, rühmt die ihm bekannten deutschen Städte — um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts — über alles Maß.*) Ausdrücklich erwähnt er, daß die Häuser in Wien außen und innen mit Gemälden geziert seien, daß herrliche Baumgänge überall angelegt worden wären. Der **Freskenschmuck** deutscher Städte im späteren Mittelalter ist in der That eine ihrer wesentlichen Auszeichnungen. Unter den Darstellungen waren besonders beliebt Heiligenlegenden und die sogenannten Totentänze, welche dem Menschen die Nichtigkeit alles irdischen Wesens vorführen sollten. In großartiger Freigebigkeit sorgten die deutschen Gemeinwesen dafür, daß jedermann köstliches Wasser im Ueberflusse fände. Die **Brunnen**, architektonische Meisterwerke, gewöhnlich durch

*) Der große Humanist nennt besonders: Wien, Nürnberg, Augsburg, Basel, Aachen, Speier, Trier, Worms und Köln.

die figürlich dargestellten Heiligen gleichsam beschützt, sind auch heute noch die Kleinodien mancher alten Stadt. Ihnen reiht sich das die Gesundheit fördernde Element der Bäder würdig an, dessen Ursprung zunächst wohl auf die im Morgenlande erkundete Sitte zurückzuführen ist. Aus mehrfachen Berichten weiß man zwar, daß die Badeanstalten, je länger je mehr, zu Stätten ausschweifenden Lebens wurden, die sich mit den von jedem Gemeinwesen behördlich geschützten „Frauenhäusern" messen durften. Die Reformation vernichtete darum die Bäder, ohne sie in gesitteter Form wieder aufleben zu lassen, und es darf also nicht Wunder nehmen, daß das Baden im Freien z. B. noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als arge Zuchtlosigkeit betrachtet ward. Die bezüglichen Abenteuer der beiden Grafen Stolberg sind ja von Goethe lustig geschildert worden.

Auch in Rücksicht auf die so häufig wütenden Seuchen wußte das Mittelalter etwelche Vorkehrungen zu treffen. Fromme Brüderschaften — darunter die bekannten, sonst ganz weltlich gesinnten Kalender- oder Kalandsbrüder — übten Wohlthätigkeit und Krankenpflege. Auch die kleinsten Städte stellten einen Gemeindearzt an und gaben ihm in Pestzeiten die nötigen Gehilfen. Für den schrecklichen Aussatz, der im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die gefürchtetste Krankheit des Abendlandes war, errichtete man die „Siechenhäuser", aus denen nach und nach die allen Leidenden zugänglichen, durch fromme Stiftungen erhaltenen wie vergrößerten „Spitäler" hervorgingen. Auch der Armut nahm sich der Gemeinsinn voll Barmherzigkeit an; die „Pfrundhäuser" dienten dem arbeitsunfähigen Alter zum Asyle, die „Elendenherbergen" (Elend ist gleich Fremde) behielten arme Reisende je eine Nacht.

Während man so ängstlich bemüht war, im Sinne der Lehre des Heilandes zu wirken, verfuhr man andererseits mit unendlicher Grausamkeit gegen die „unehrlichen Leute“ und die Juden. Erstere betrieben Gewerbe, welche teilweise schon den alten Germanen verächtlich gewesen waren. Es zählten sich zu ihnen vorab die Gaukler, Fechtkünstler und Musikanten, die Schauspieler (Schnurranten), die Schäfer und die Henker. Die letzteren besonders blieben auch noch nach dem berühmten Reichsgesetze von 1731 unehrlich, ja, ihre fürchterliche Thätigkeit bringt es mit sich, daß sie noch heute gleichsam für vervehmt gelten. Die übrigen „fahrenden Leute“, welche heimatlos als Vaganten das Reich durchzogen, blieben durch das ganze Mittelalter rechtlos, und weil sich natürlich unter ihnen, die längst ein eigentümliches, geheimes Verständigungsmittel im „Rotwelschen“ besaßen, eine Menge Gauner fanden, so stand die bürgerliche Gesellschaft nicht an, grausame Verfolgungen gegen sie durchzuführen. Die Heimatlosen, zu denen sich seit 1417 die Zigeuner gesellten, haben sich in den stetsfort umherziehenden Kesselflickern in Süddeutschland und in der Schweiz bis auf unsere Tage erhalten.

Eigentlich rechtlos waren die Juden in Deutschland niemals. Sehr häufig wird ihrer sogar in ehrender Form gedacht, da sie in der That große Gelehrte in ihren Reihen zählten und besonders die Heilkunst von ihnen geübt wurde. Ihr Reichtum, den sie durch erlaubten Wucher erwarben und der religiöse Eifer im Zeitalter der Kreuzzüge erzeugten jene großen Verfolgungen, welche besonders in den oberrheinischen Städten, ihren Hauptwohnsitzen, geübt wurden. Schon damals tauchte die Fabel des durch ihr Bekenntnis geforderten Menschenopfers auf, das die Juden zur Passahzeit brächten, und als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der

„schwarze Tod“ ganz Europa verheerte, beschuldigte der Pöbel die Juden der Brunnenvergiftung. Im folgenden Jahrhundert schwanden die Ausschreitungen gegen das auserwählte Volk, das unter beträchtlichen Geldopfern den Schutz des Königs unter der grotesken Bezeichnung „kaiserliche Kammerknechte“ genoß. Selbst die entehrende Tracht, welche sie seit dem elften Jahrhundert gleich Dirnen und Schindern tragen mußten, verschwand nach und nach. Immer aber wohnten sie in eigenen Stadtvierteln, den Judengassen (Ghetto), die zur Nachtzeit nur zum Vorteil der Bewohner abgesperrt wurden. Nicht selten aus den Städten vertrieben, fand ihre natürliche Schmiegsamkeit stets wieder eine Zufluchtsstätte und ängstlich bemühten sie sich, Glauben wie Eigenart frei von fremden Einflüssen zu bewahren. Die wirkliche Befreiung der Juden beginnt erst in unserem Jahrhundert und kennzeichnet sich als eine Folge der französischen Revolution.

Zeigen schon die Judenverfolgungen schreckliche Scenen der Grausamkeit, so ist die Rechtspflege im späteren Mittelalter nicht minder bemüht gewesen — zwar unbewußt aber thatsächlich — die Volksmassen zu verrohen. Dem germanischen Charakter war die Grausamkeit ursprünglich unbekannt; erst mit dem Eindringen römischer Rechtsbegriffe beginnen die juristischen Schlächtereien, über die wir heute schaudern. Die Gerichtsfreiheit der Städte kennzeichneten jene gewaltigen Rolandsstandbilder, welche die Figur des Kaisers darstellen sollten, ebenso wie der Stab des Richters an das Reichszepter erinnerte. War zuerst auf offenem Markte Recht gesprochen worden, so fand dies später unter dem schützenden Dache der Gerichtslauben statt; eigentliche Gerichtshäuser erscheinen im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts. Dagegen sind die Strafgefängnisse eine

Schöpfung der neueren Zeit. Das Mittelalter benutzte die Türme lediglich zur Aufbewahrung von in Untersuchung befindlichen Personen; denn die Urteile straften den Verbrecher an Gut, Leib und Leben. Bis in das vierzehnte Jahrhundert hinein vollzogen die Richter selbst ihren Spruch. Als dann die Todesstrafe nicht mehr durch einfaches Hängen — daher „Henker" — vollstreckt ward, traten die Nachrichter ihr schreckliches Amt an. Der Galgen, in dem die städtische Bürgerschaft ein sichtbarliches Zeichen ihres reichsunmittelbaren Blutbannes sah, wandelte sich in das Hochgericht um, das man eben aus Stolz auf seinen Besitz, gewöhnlich auf die schönsten Bodenerhebungen vor den Mauern verlegte.

Trotz der häufigen Hinrichtungen, deren grausame Ausführung von Verbrechen abschrecken sollten, waren diese doch weit zahlreicher als heute. Eine Zeit, welche jedem freien Manne geradezu vorschrieb, stets bewaffnet zu sein, die bei Trinkgelagen die größte Unmäßigkeit forderte, ließ das Schwert bald aus der Scheide fahren; waren doch großartige nächtliche Raufereien ganz gewöhnliche Vorkommnisse.

Während Not und Elend die fahrenden Leute zu Raub und Mord verführten, waren es Sittenlosigkeit, Rechtsverachtung und Roheit, welche die Ritterbürtigen als Wegelagerer auf die Straßen trieben. Unter dem städtischen Patriziate herrschten am Ausgange des Mittelalters Prunksucht und Ueppigkeit. Verheiratete angesehene Männer rühmten sich gerne ihrer unehelichen Sprößlinge, die, der Sitte der Zeit entsprechend, durchaus keine Schmälerung ihrer Rechte erfuhren; vornehme Frauen und Jungfrauen zeigten sich auf öffentlichen Tanzvergnügen in einer Kleidung, welche die gewöhnliche, schon anstößige Tracht noch überbot. Nur das rauhere Klima mag es verhindert haben, daß man nicht die

berüchtigten Beispiele, welche die Sitten der italienischen Städte und Fürstenhöfe reichlich gaben, in vollem Umfange nachahmte.

Auch über den Verfall des Handwerks begannen bereits um die Wende der neuen Zeit — z. B. durch den Cosmographen Sebastian Münster — Klagen laut zu werden. Die Zünfte, welche ursprünglich nur eine Vereinigung wirklich in ihrem Handwerke ausgebildeter Meister darstellten, verloren sich in engherzigen Bestimmungen, die schließlich tüchtige Fremde von der Erlangung notwendiger Gerechtsamen ausschlossen, dagegen faule Nachkommen von Zunftbürgern damit belohnten, ohne gehörige Gegenleistungen zu fordern. Gewaltsame Bedrückungen der Gesellenfreiheiten kamen dazu, und so finden sich schon im fünfzehnten Jahrhundert Vorläufer unserer heutigen Arbeiterbewegungen, selbst der neuzeitlichen Strikes und Boycotts, während ganz wie im Maschinenzeitalter — ein elendes Proletariat, die Menge der „unehrlichen Leute", zu bedrohlicher Stärke anschwoll.

Da lag eine soziale Umwälzung in der Luft und es blieb der inneren Kraft und Tüchtigkeit des Bürgertums zu danken, daß es diese notwendige Reformation aus sich heraus vollzog. Das Streben der durch das Studium der wahren Antike geläuterten Wissenschaften, sich von der mittelalterlichen Scholastik zu befreien, kam ihm dabei zu Hilfe; die nationale Zersplitterung, welche allen großen Gedanken hindernd in den Weg trat, ließ aber auch dieses Werk nicht vollkommen zustande kommen.

IV.

Reformation und Gegenreformation.

Schriften: K. A. Schaab; Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. L. Geiger; Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland. (In d. Oncken'schen Sammlung. 2. Hauptabt. VIII.) K. Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. L. Uhland, Vorlesungen über die Gesch. d. Deutschen. Dichtkunst im XV. u. XVI. Jahrh. (Bd. II. s. „Schriften.") M. Kurz; Gesch. d. Litteratur. II.

Nicht nur für Deutschland, sondern überhaupt in der ganzen gesitteten Welt brach, vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus gesprochen, die neue Zeit an, als der Straßburger Patrizier Johannes Gensfleisch von Gutenberg zu Mainz, den ersten gedruckten Bogen unter der Presse hervorzog.

Die neue Erfindung der Buchdruckerkunst trat kaum ein Dutzend Jahre später, nach der Eroberung von Mainz, ihren Siegeslauf an, der sie schnell selbst in ferne Gegenden führte. Ueberall lieferte sie das kräftigste Mittel zur Aufklärung der Massen. Die Bücher, welche bis dahin nur in einigen wenigen und höchst kostbaren Abschriften erstellt werden konnten, wurden wohlfeil und daher jedermann verhältnismäßig leicht zugänglich. Deutschland aber, das mit seinen Druckern im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts ganz Europa versorgte, gewann derart eine unanfechtbare Stellung im Reiche der Wissenschaften. Besonders Italien, das bis dahin gewohnt gewesen, die Länder nördlich der Alpen für geistige Wildnisse und Wüsten zu erachten, mußte bald er-

kennen, wie die neue Kunst ihm die Führung beim Ausbau der Kultur entriß und sie Deutschland zuwendete.

In Italien waren gerade zwei Jahrhunderte früher die ersten Verkünder antiker Herrlichkeit aufgetreten. Sie hatten, gestützt auf ihre Studien der Antike, eine Wiedergeburt, Renaissance, der durch die Barbarei des Mittelalters zerstörten Künste und Wissenschaften bewirkt. Die großen Humanisten der Apennin-Halbinsel erzogen sich Schüler in Deutschland, welche bald in Hinsicht auf wirkliche Gelehrsamkeit die Meister überflügelten. Während aber in Italien die Dichter, wie die Künstler die großmütigste Unterstützung und Förderung ihrer Werke bei den Mächtigen fanden, suchten die Deutschen vergebens den Schutz ihrer Fürsten zu gewinnen.

Wiederum sind es die Bürger gewesen, aus deren Kreisen der neue Aufschwung hervorging, deren Söhne dem Humanismus eine Stätte bereiteten zwischen dem Rhein und der Weichsel, der Donau und dem Meer.

Die mittelalterliche Wissenschaft, kurz die Scholastik genannt, nahm einzig auf die Theologie Rücksicht. Mit den lächerlichsten Spitzfindigkeiten wurden Lehren aufgestellt und verteidigt, welche jedem wahrhaft religiösen Gefühl zuwider liefen. Dagegen hatten sich die Mystiker erhoben, doch verwechselten sie den Kampf gegen die entartete Geistlichkeit nicht selten mit dem finstern Streben, alles bereits Errungene wieder zu vernichten. Diese Art von Kirchenverbesserung übersetzten die grausamen Scharen der Hussiten in die That. Andererseits bereiteten die späteren Mystiker den Boden vor, in welchem der Humanismus feste Wurzeln schlagen konnte. Sie gründeten nämlich Schulen, die allen scholastischen Wust zu verbannen suchten und vor allem die wahre Gelehrtensprache, das klassische Latein in ursprünglicher Reinheit lehrten.

Der Ursprung solcher Bestrebungen ist in den Niederlanden zu suchen, die damals noch völlig zum Reiche gehörten. Geert Grote aus Deventer (1340—1384) stiftete die fromme Vereinigung der „Brüder des gemeinsamen Lebens", welche, im Gegensatze zu der die Wissenschaften wenig pflegenden Geistlichkeit, die klassischen Studien eifrig beförderte. Die Mitglieder dieser Gesellschaft errichteten überall, wohin sie kamen, Lateinschulen, in denen nicht selten auch das Griechische getrieben wurde. Im Hinblick auf die Unsicherheit, welche auf dem menschenleeren platten Lande herrschte, verstand es sich von selbst, daß die Städte Sitze und Träger der neu erwachenden Gelehrsamkeit sein mußten. Allgemein verbreitet fanden sich die Lateinschulen in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Buchdruckkunst ermöglichte es ihnen, Lehrbücher aller Art in genügender Anzahl zu gewinnen. Der mächtig aufblühende Humanismus lieferte dazu die unterweisenden Meister.

Die Lehrbücher, welche bis dahin gebraucht worden, kennzeichnen sich als gedankenlose, schlecht geordnete Zusammenstellungen aller möglichen Formeln und Sätze. Die Grammatiken gaben sich mehr als ein Hilfsbuch für Lehrer und konnten keineswegs dem Schüler die notwendige selbständige Anleitung zu seinen Studien schaffen. Die Wörterbücher verrieten die Unwissenheit ihrer Urheber auf jeder Zeile. Andere Wissenschaften durften zudem nicht einmal in den niederen Schulen getrieben werden.

Das vornehmste Zuchtmittel des Schulmeisters war der Stock. Es galt für sehr nützlich, die Knaben auch dann halb tot zu prügeln, wenn sie sich nichts hatten zu Schulden kommen lassen; „denn sie mußten gedemütigt werden". Freilich wurden die Schüler unter solchen Umständen gar häufig

vollkommen verwilderte Gesellen. Ihre Unthaten gaben hin und wieder Gelegenheit zu ernstlichem Einschreiten der Behörden, die dann übrigens auch die fehlbaren Schulmeister straften.

Alle diese Uebelstände zu heben, bemühten sich in Wort, Schrift und That die erleuchtetsten Humanisten. Sie schrieben Grammatiken und sonstige Anleitungen, verbesserten die Schulordnung, wie die Schulzucht und verschmähten es nicht, selbst als Lehrer aufzutreten.

Sonderbarer Weise verhielten sich die Hochschulen beharrlich abwehrend gegenüber den Bestrebungen, eine neue geistige Richtung zu pflanzen. Zwischen der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und dem Beginne der kirchlichen Spaltung (Reformation) wurden in Deutschland nicht weniger als fünfzehn Universitäten errichtet.*) Die ältesten von ihnen bauten sich auf kirchlichen Stiftungen auf; erst später setzten viele Städte ihren Stolz darein, solche Anstalten zu erwerben und zu unterhalten. Maximilian I. (1493—1519), der selbst über eine wissenschaftliche Bildung verfügte, erließ an die Kurfürsten die dringende Mahnung, in ihren Ländern Universitäten zu begründen. „Also erst mit dem Wachsen der Selbständigkeit unter den Weltlichen beginnt die äußere und innere Befreiung der Universitäten von der Kirche.“ Bis dahin bedurfte jede derartige Stiftung der päpstlichen Bestätigung in Form einer mit Gold überreichlich aufgewogenen Bulle.

Unter solchen Umständen gewann natürlich die Kirche den größten Einfluß auf die Hochschulen. In älterer Zeit war

*) Nämlich: Prag 1347/48, Wien 1365, Heidelberg 1385/6, Köln 1388, Erfurt 1392, Leipzig 1409, Rostock 1409, Greifswald 1456, Freiburg i. B. und Basel 1460, Ingolstadt 1472, Mainz und Tübingen 1476, Wittenberg 1502, Frankfurt a. O., 1506. — Die 1527 entstandene hessische Landesuniversität Marburg verdankte ihre Gründung geradezu der Reformation.

die Sorbonne zu Paris, die vornehmste Pflegestätte der mittelalterlichen Scholastik, das Vorbild der deutschen Universitäten gewesen. Seitdem jedoch Basel durch den Papst Pius II. bestätigt worden, machte sich die italienische Richtung in gewisser Hinsicht geltend. Trotzdem blieb im allgemeinen das alte Lehrgebäude unangetastet, dessen Grundsteine die scholastische Theologie, das justinianische und canonische Rechtsbuch und die christlich-aristotelische Philosophie bildeten. Die Medizin fußte auf den Lehren Galens, die Naturwissenschaften, welche man unter dem Namen Physik zusammenfaßte, verharrten aber beim dunkelsten Aberglauben.

Die geschlossenen Körperschaften der Universitäten widerstanden den Humanisten, weil jeder einzelne Professor fürchten mußte, ein Opfer des beginnenden Kampfes zu werden. Die Humanisten dagegen fanden es bei weitem bequemer in „gelehrten Gesellschaften", also freien Vereinigungen einen neuen Weg einzuschlagen. Bezeichnend genug ist es für ihre Stellung zu den Universitäten, daß sie die Grade und Titel derselben nicht selten mit Verachtung straften.

Jede Universität baute ihre Ordnung auf ein sonderbares Gemisch von monarchischen und demokratischen Formen, Vorschriften und Gesetzen.

Der Kanzler bildete das Haupt und den Vertreter der päpstlichen Gewalt. Die Studien leiteten die Rektoren, die Verwaltung der Fakultäten blieb deren ältesten Lehrern, den Dekanen. Die Lehrer, gewöhnlich geistlichen Standes, mußten von ihren Amtsbrüdern aus der Schaar der Baccalaurei) d. h. die mit dem Oelzweige Bekränzten), Licenciaten (d. h. die zum Lehramt Zugelassenen), Magister (Meister, Vorsteher) und Doktoren (Lehrer) gewählt werden. Die Professoren lebten mit ihren Schülern zusammen, von deren Geldern sie gewöhnlich voll-

kommen abhängig waren, in den der Hochschule gehörenden Häusern, welche als „Burſen“ bezeichnet, das Stammwort für den fröhlichen Burſch lieferten.

Die Studierenden entſchädigten ſich für den Fleiß, welchen die Magiſter von ihnen forderten, und für die mehr als einfache Koſt, die der Burſentiſch gewährte, durch ausgelaſſene Gaſſenſtreiche und gewaltige Trinkgelage.

Sehr jung, faſt noch im Kindesalter, meiſt zwiſchen dem zwölften und fünfzehnten Lebensjahre bezog man die Hochſchule. Immerhin waren auch gereifte Männer auf den Bänken der Hörſäle keine ſeltenen Erſcheinungen; dagegen galt es als unerhört, wenn ein Verheirateter nach akademiſchen Würden ſtrebte. Daß die Univerſitäten damals wirklich ſo viele Studierende gezählt hätten, wie dies häufig angegeben wird, erweiſt ſich nicht aus den ſorgfältig geſchehenen Einſchreibungen (Immatrikulationen), welche zum größten Teile erhalten geblieben ſind. Ueber ein halbes Tauſend Beſucher zählten nur die wenigſten Hochſchulen.

Von den Fakultäten erfuhren die juriſtiſche und die artiſtiſche den meiſten Zuſpruch. Letztere darf etwa mit den heutigen Gymnaſien verglichen werden. Ihr Beſuch dauerte wenigſtens drei Jahre, dann konnte der Baccalaureus zum eigentlichen Fachſtudium übergehen. Die Reihenfolge der Fakultäten hat ſich bis zur Stunde erhalten, während aber damals, bei dem geringen Bedürfniſſe nach Aerzten nur wenige Jünglinge die Heilkunde zu erfaſſen ſtrebten, bilden jetzt die Mediziner überall die ſtärkſten Studentenſcharen.

Nach drei bis vier Jahren ſtieg der Baccalaureus zum Licentiaten oder Magiſter auf; den Doktortitel errangen nur die wenigſten von ihnen.

Eine eigentümliche Erſcheinung im Leben der Studierenden

bildete ihre großartige Wanderluſt, welche nur ſchwer durch den Wiſſenstrieb oder drückende Armut erklärt werden kann. Die „fahrenden Schüler“ zerfielen in zwei Klaſſen, die erwachſenen „Bacchanten“ (Studenten) und die jungen „Schützen“ (Schüler). Letztere ſollten eigentlich von den Bacchanten zur Univerſität geleitet werden, doch gingen ſie nicht ſelten in dem rohen Leben und unter den Mißhandlungen zu Grunde, welche ſie von ihren unumſchränkten Herren erfuhren. Die Lebensbeſchreibung des wackeren Thomas Plater, welcher nachmals (ſeit 1541) als Vorſteher der baſler Lateinſchule wirkte, zeigt dieſe Zuſtände im grellſten Lichte.

Da die Wiſſenſchaft um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Jünger nur in den ſeltenſten Fällen ernährte, ſo mußten die Studenten und Profeſſoren das Leben durch mancherlei Nebenbeſchäftigungen gewinnen. Der eben erwähnte Plater trieb lange das Seilerhandwerk und hielt zu gleicher Zeit Vorleſungen über die hebräiſche Sprache. Dann verſuchte er ſich auch als Buchdrucker, wie denn dieſe Kunſt den Gelehrten ganz natürlich vielen Verdienſt zuwendete.

Es war ja das vornehmſte Streben der Humaniſten die Schätze der längſt verſunkenen Geiſteswelten nicht nur zu heben, ſondern ſie auch durch den Buchdruck den weiteſten Kreiſen zu vermitteln. Die Jünger Gutenbergs, welche dieſe Arbeiten übernahmen, mußten der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache mächtig ſein. Viele unter ihnen — man erinnere ſich nur an die Baſler Meiſter — dürfen geradezu als Gelehrte gerühmt werden.

Der Humanismus aber hatte auch ſeine Nachteile. Seine Gedanken wurzelten im Altertum, ſeine Sprache war das Latein, deſſen Wertſchätzung ſo weit ſtieg, daß die meiſten Gelehrten jener Zeit ihre ehrlichen deutſchen Namen in oft höchſt

lächerliche klassische Uebertragungen verkehrten. Johannes Reuchlin oder Kapnion, der Pforzheimer (1455—1522) schrieb nur nebensächliche Dinge in seiner Muttersprache, Desiderius Erasmus von Rotterdam (1467—1536) verachtete jedes Vaterland. Und wie diese beiden Hauptgestalten in der neuen Richtung, so handelten — mit wenigen, nur schüchtern hervortretenden Ausnahmen — die übrigen Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts.

Ulrich von Hutten (1488—1523) besaß zwar die ganze humanistische Bildung seiner Zeit, aber er benutzte sie, um seinem Lande als ein treuer Kämpfer „redlich und ohne Prunk", für Wahrheit und Freiheit zu dienen. So muß er als der erste Vertreter der neuen Gedanken gelten, die schließlich in der Reformation gipfelten. Die ältesten Humanisten hatten in der Kirche den größten Trost und vornehmsten Geist zu finden getrachtet; ängstlich vermieden sie es Nutzanwendungen auf das wirkliche Leben aus ihren Studien zu ziehen. Viele von ihnen sind zudem Priester gewesen, um der Weltlichkeit überhaupt zu entfliehen. Dann kam die Zeit des wissenschaftlichen Humanismus. Die Forschung, nicht nur auf dem Gebiete der drei Sprachen, sondern auch in den allgemeinen neuen Erscheinungen und Entdeckungen, trat in ihr Recht. Unklar wurde auch der Gedanke erfaßt, daß Deutschland der geistige Mittelpunkt der gesamten westlichen Kultur sei, daß es anderen Völkern an innerer Tüchtigkeit überlegen wäre. Dagegen lehnten die Gelehrten es ab, sich mit kirchlichen Fragen eingehender zu beschäftigen, oder gar die Geistlichkeit selbst anzugreifen.

Diese empfand jedoch nur zu gut die Gefahr, welche ihr drohte, wenn geläuterte Wissenschaften dem großen Volke zugänglich würden. Der Streit der kölner Dunkelmänner mit

Reuchlin drängte den gesamten Humanismus zu einem Kampfe mit der Kirche. Er wurde freilich vorerst zaghaft genug begonnen. Man verfaßte Spottschriften, von denen die „Epistolae obscurorum virorum“ die wichtigsten sind, und Erasmus bereitete in seinen Arbeiten über das neue Testament und die Kirchenväter das philologische Rüstzeug für die Reformatoren vor.

Das pöbelhafte Beginnen der kirchlichen Eiferer öffnete den Gelehrten endlich die Augen über die gewaltige Verderbtheit, in welche die gesamte Geistlichkeit längst versunken war. Die alten Humanisten jedoch waren nicht mehr im Stande, der weiteren Entwickelung der Dinge zu folgen. Sie mußten seitab stehen, als die frische Jugend, Hutten voran, den Unwillen des ganzen Volkes gegen seine Priester durch Wort und Schrift schürte. Die endliche Entscheidung aber sollte eben beim Volke selbst liegen, das allein kräftig genug war, sie zu erzwingen.

Unterdessen trat auch der Staat in einen entschiedenen Gegensatz zur päpstlichen Gewalt. Auf den schwachen Friedrich III. (1440—1493) folgte der ritterliche, echt deutsch gesinnte Maximilian I. (1493—1519). Redlich bemüht, Recht und Ordnung im ganzen Reiche zu schaffen, erreichte er bei der heillosen Zerrüttung aller Verhältnisse schließlich doch nur geringe Erfolge. Kaiser Max besaß hohen Sinn und Verstand für alles Edle und Schöne. So begeisterte er sich für die Wiedererweckung des mittelalterlichen höfischen Lebens, um am Ende zu erkennen, daß auch hierin seine Bemühungen vergeblich gewesen seien. Die Fürsten im Reiche ließen sich lieber durch Hofnarren als durch Dichter und Sänger ergötzen, der vollkommen verwilderte Adel suchte seine Unterhaltung bei Trunk, Schlemmerei und Spiel. Diese edlen

Herren pflegten sich als „Stegreifritter“ vom Sattel zu nähren, mit anderen Worten: sie plünderten die Gebiete ihrer Nachbarn und raubten die Handelszüge auf den Landstraßen aus. Die kaiserliche Macht, welche stetsfort mit Geldnot kämpfte, mußte solchen Unthaten gewöhnlich machtlos zusehen. Einzelne Landesherren dagegen, so vor allem die Hohenzollern in der Mark und die reicheren großen Städte bemühten sich wacker, die Raubburgen zu brechen, um dem Landfrieden gehörige Nachachtung zu verschaffen.

Die Städte standen in dieser Zeit, am Beginne des sechzehnten Jahrhunderts, in ihrer höchsten Blüte. In Mainz war die Buchdruckerkunst entstanden, dort lebte als Erzbischof-Kurfürst der weise Albrecht (1480—1545). Zwar, sein Glaubensbekenntnis darf wohl als heidnisch-humanistisch bezeichnet werden und für das deutsche Vaterland hegte er keine Gefühle. Trotzdem, oder vielmehr gerade deswegen, beschützte er die Gelehrten. In Straßburg, das als „die schönste von den deutschen Städten, als ein Hort und eine Zier des Vaterlandes“ bezeichnet ward, entwickelte sich zuerst der national-humanistische Gedanke. In Augsburg wirkte Konrad Peutinger (1465—1547), der in Deutschland die geschichtliche Forschung begründete, während die gewaltigen Handelshäuser der Welser und der Fugger mit der ganzen bekannten neuen und alten Welt in geschäftlichen Beziehungen standen. Aus Augsburg stammte ferner Hans Holbein (1497—1543), der später in Basel lebte und durch des Erasmus Empfehlung nach London gelangte, hier der deutschen Kunst zur größten Anerkennung verhelfend. In Nürnberg fand die weltliche Bildung ihren Mittelpunkt. Johannes Königsberg (Regiomontanus) begründete dort die Grundzüge einer wissenschaftlichen Sternkunde, Willibald Pirckheimer (1470—1528) beschrieb den Krieg Maximilians

gegen die Schweizer (1499). Albrecht Dürer (1471—1528), dem Maler, fehlten einzig die Luft und die Freiheit Italiens, um alle die Künstler dort zu übertreffen. Ein vollkommener Deutscher, erkannte er, daß das Höchste in der Kunst durch Wahrheit und Einfachheit, durch gänzliches Aufgehen in der Natur selbst, erreicht werde.

Kunst, Gewerbe und Handel wurzelten in den Städten. Der Reichtum der Bürger, ihre wachsenden Bedürfnisse beförderten auf dem natürlichsten Wege nützliche Erfindungen, wie die Ausbreitung des Handwerks. In Nürnberg erstellte Peter Hele die erste Taschenuhr. Durch das ganze Jahrhundert zog sich das Streben, auf allen Gebieten fort zu schreiten und vor allem das Leben bequemer zu gestalten. Von Italien her empfing dazu der deutsche Süden die erste Anregung. Während es jenseits der Alpen die verschiedenen Fürsten neben der venetianischen Signoria waren, welche die Künstler mit Aufträgen bedachten, begünstigten in Deutschland die Bürger das freie Gewerbe. Nichts war zu kostbar für solche Familien wie die Fugger, oder die Welser in Augsburg, die Overstolze in Köln. Das übrige Patriziat folgte ihnen gerne auf solchen Bahnen, wenngleich das wirkliche Vermögen darunter litt.

Unsere Zeit staunt über die Pracht, die Formenfülle, welche die deutsche Renaissance so verschwenderisch jedem, selbst dem unwichtigsten häuslichen Geräte zuteilte. Es lag im Wesen der Zeit, mit dem Besitze zu prunken; denn vorüber schienen die Tage, da der Bürger den größten Teil des Erwerbes der Sicherheit des Gemeinwesens widmen mußte.

Das üppige Leben in den großen Städten des schwäbischen und fränkischen Kreises stach schon bedeutend ab

gegen die Aermlichkeit der im Norden des Reiches liegenden Wohnorte und noch viel mehr gegen das thatsächliche Elend der bäuriſchen Bevölkerung. Der Geſelle in Augsburg trug an den Feſttagen beſſere Kleider als der wohlhabende Bürger in Sachſen und in der Mark. Der Bauer hüllte ſich aber vollends nur in Lumpen; denn ſelbſt, wenn es ihm gelang, einige Erſparniſſe zu machen, ſo mußte er ſie wohl hüten vor den räuberiſchen Griffen ſeiner Herren.

Als Luther ſeine Kampfſätze wider den Ablaßhandel an die Thüre der Wittenberger Schloßkirche anſchlug, glaubte er den Streit auf dem Wege gelehrter Geſpräche löſen zu können. Alle Stände des Volkes aber ſchienen nur auf ein Zeichen gewartet zu haben, ihre Feſſeln zu brechen. Die Fürſten ſuchten ſich der kaiſerlichen Oberhoheit zu entziehen, die Adligen der fürſtlichen Bevormundung ledig zu werden. Der Bürger wollte keine Steuern mehr an die Kirche leiſten, welche ihm längſt verächtlich geworden. Die Bauern endlich ſahen in der neuen Lehre die Möglichkeit, ein menſchenwürdiges Daſein zu gewinnen und in dem nur zu ſchnell ängſtlich inne haltenden Reformator ihren Heiland.

Der Geheimbund vom Bauernſchuh, „Bundſchuh“, hatte längſt zuvor (ſeit 1493) beſtanden, jetzt erhob er offen die Fahne der Empörung und erließ ſeine zwölf Forderungen, von denen die wichtigſte nach Aufhebung der Leibeigenſchaft ſtrebte. Eine ſeltene ſtaatsmänniſche Einſicht leuchtete aus dem zu Heilbronn von den Bauern aufgeſtellten Reichsverfaſſungsentwurfe. Doch, der „arme Mann“ hatte die Macht der verbündeten Fürſten und Städte unterſchätzt. Sein Elend ſteigerte ſich von jetzt ab zwar nicht mehr; denn es konnte nicht größer werden; doch büßten die Bauern nach dem blutigen Niederwerfen der Aufſtände jede freie Willens-

äußerung ein; sie empfanden seitdem die Bedrückungen als ein unabwendbares Schicksal.

Dagegen zeitigte die Reformation ihre schönste Frucht durch die von Luther in seiner Bibelübersetzung angewendete neuhochdeutsche Sprache, welche Dichtern und Schriftstellern es ermöglichte, allgemein verständlich zum Volke zu reden. In der That nahm die Litteratur sogleich einen neuen Aufschwung. Die kunstmäßige Dichtung, die, je länger je mehr, zum Versgeklingel der Meistersinger geworden, verlor sich freilich. Dagegen entstand, wiederum durch Luther, das deutsche Kirchenlied und bei der wachsenden Selbständigkeit städtischer Volkskreise eine Fülle von Volksliedern.*)

Die Gelehrten, welche bislang römische und hellenische Schauspiele übersetzten und selbst lateinische Schulkomödien verfaßten, bearbeiteten im protestantischen Sinne biblische Stoffe zu öffentlichen Aufführungen. Das „geistliche Spiel" der früheren Zeit artete in höchst weltliche und gewöhnlich sehr zotenhafte Fastnachtsspiele aus, welche sich besonderer Beliebtheit in Nürnberg und im Elsaß erfreuten. Zu Nürnberg und Augsburg erbauten die Meistersinger in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sogar eigene Schauspielhäuser.

Von der Prosa zogen besonders die Volksbücher großen Vorteil, zu denen Sammlungen von Erzählungen, Schwänken und Sagen, selbst Romane traten. Die Vorliebe des Zeitalters für geschichtliche Berichterstattungen zeigt sich in den nach und nach auftauchenden Chroniken von Ländern und Städten, sowie wirklichen Darstellungen allgemein historischen Charakters. Die großen Entdeckungen der seefahrenden Völker wurden den Deutschen durch reichhaltige

*) Vgl. Sammlung Göschen Nr. 25 Kirchenlied und Volkslied

Reise- und Weltbeschreibungen (Seb. Münsters Cosmographie, Basel 1553) vermittelt. Der Name Amerika ist auf solche Weise durch den deutschen Buchdrucker und Gelehrten Waldseemüller überhaupt in allgemeine Aufnahme gekommen, da dieser den Florentiner Reisenden Amerigo Vespucci, der eine Beschreibung dieser Gegenden lieferte, mit den wahren Entdeckern des neuen Weltteils verwechselte.

Ueber die Ereignisse der großen Zeit selbst berichteten unzählige, meist mit rohen Abbildungen versehene Flugblätter, die „Zeitungen". Der Druck so vieler und mannigfaltiger Werke schuf einen neuen Erwerbsstand, der bald zu den geachtetsten Handlungsvertretern zählte. Während nämlich zunächst die Buchdrucker den Verlag geistiger Erzeugnisse unternahmen, besorgten die „Buchführer" (Buchhändler) den Vertrieb im Kleinen und durch das ganze Reich. Später trennte sich der Buchhandel völlig vom Druckergewerbe; die Verleger aber benutzten nach wie vor den einmal eingeschlagenen Weg, ihre Sachen den Buchführern zu weiterem Verkaufe zu übertragen.

Die Zeitungen erschienen gegen Ende des Jahrhunderts schon in fortlaufenden, vierteljährlichen und selbst monatlichen Nummern. Im Beginne des Zeitalters des großen Krieges (1609) kam zu Straßburg i. E. eine Wochenzeitung heraus, welche schnell Nachahmung in den größeren Städten z. B. in Frankfurt a. M. (Journal) und in Magdeburg (Zeitung) fand. Es war ganz natürlich, daß der Handelsstand solche Unternehmungen begünstigte, um verhältnismäßig rasch und ausführlich über wichtige Ereignisse Kunde zu erhalten.

Während des dreißigjährigen Krieges erhielt das Lesebedürfnis reichlichste Nahrung durch eine Unmasse von Flug-

blättern. Diese Art Volkslitteratur verschwand aber wieder, als die regelmäßig erscheinenden Blätter mehr und mehr in Aufnahme kamen und auch die Obrigkeiten der Veröffentlichung von Nachrichten die schärfste Aufmerksamkeit zuwendeten.

Die großen Fragen, welche die Reformation plötzlich zur Reife gebracht, forderten zu ihrer Lösung die Beteiligung des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit. Das erkannten die Schriftsteller, und in ihren Kreisen regte sich seit Ulrich von Hutten das Bemühen, volkstümlich zu reden. Hutten selbst ist freilich des Deutschen viel zu wenig mächtig gewesen, um dieses als Waffe in seinem Kampfe wider das Papsttum und die Fürsten zu nutzen. Luther, der kaum als Humanist betrachtet werden kann, der aber dem „Volke aufs Maul schaute“ und „Hofwörter“ nicht gebrauchen wollte, entbehrte des besten Mittels nicht, das er für seine gewaltige Thätigkeit verwenden mochte. Darin stand ihm Zwingli zwar keineswegs nach, aber sein Deutsch konnte doch nur von einem allemannischen Ohre verstanden werden. Die Sprachverschiedenheit zwischen dem Schweizer und dem Sachsen hat gewiß nicht wenig zu der Erfolglosigkeit ihrer Zusammenkunft in Marburg (1529) beigetragen. Umsomehr muß die Nachwelt Luther dankbar sein, daß er den Deutschen ein wirkliches Verständigungsmittel schuf.

Die heutige Zeit ist wohl geneigt, über die dichterischen Erzeugnisse des sechzehnten Jahrhunderts mitleidig die Achseln zu zucken. Die Meistersingerei bleibt uns freilich unverständlich, wenn wir sie nicht als das auffassen, was sie war, ein geistiger Zeitvertreib wackerer Handwerker. Ganz begreiflich ist es, daß sie den Zunftzwang auf ihre Gesellschaften, die Handwerksgebräuche auf ihre Dichtungen einwirken ließen.

Als der vornehmste Vertreter dieser Kreise muß uns der Schneidersſohn Hans Sachs*) in Nürnberg (1494—1576) gelten, der nach einem mißglückten Verſuch, Gelehrter zu werden, das ehrſame Schuſterhandwerk in der Vaterſtadt betrieb. Seine Fruchtbarkeit auf dichteriſchem Gebiete iſt mehr als ſtaunenswert geweſen; er verfaßte an 7000 Geſänge, Lieder, Geſpräche, Fabeln, Schwänke und Stücke. Von großer Welt- und Menſchenkenntnis, doch ohne tiefere Bildung, allzeit ein fröhlicher, ſchalkhafter Geſell, ſchrieb Hans Sachs klar und anſchaulich vom Volke und für ſeine Mitbürger. Er erfaßte die bereits ſtark abgeſchwächten Gedanken der Reformation vom nüchternen, alltäglichen Standpunkt. In ſeinem langen Leben mochte er wohl zu der Einſicht gelangt ſein, daß der neue Glaube nicht mehr zu vernichten, aber auch nicht weiter auszubreiten ſei.

Darin ſtand ihm der Straßburger Johann Fiſchart (1550—1589), welcher als Rechtsgelehrter an vielen Orten thätig war, gerade gegenüber. Auf großen Reiſen hatte er das Wirken der Gegenreformation gründlich kennen gelernt, und da in ihm ein gut Teil Huttenſcher Natur lag, ſo griff er für die Sache, die ihm am Herzen lag, kampffreudig zur Feder. Der Jeſuitenorden hat niemals wieder einen grimmigeren Gegner gefunden als Fiſchart. Das ſechzehnte Jahrhundert kennt keinen größeren Proſaiker als dieſen bitteren Spötter, in deſſen Schriften die bedrückte Volksſeele weint, die Fröhlichkeit des reformierten Bürgertums ihr kräftiges Lachen erſchallen läßt. Der Witz Fiſcharts vernichtete, ob er nun Maiſtre Rabelays Schriften überſetzte, oder einen „Bienenkorb“, und ein „vierhörnig Hütlein“ ſchrieb.

*) Vgl. Sammlung Göſchen Nr. 24, Seb. Brant, Luther, Hans Sachs, Fiſchart.

Wie Luther, so erfuhr auch Fischart die hohe Gnade, von dieser Welt abzuscheiden, ehe der Sieg der Gegenreformation begründet war. Das hauptsächlichste reformatorische Wirken aber liegt zwischen dem Todesjahre des Reformators und dem des großen Schriftstellers.

Die Reformation ging in ihren Endzwecken verloren durch die staatsmännische Unreife der damaligen deutschen Fürsten. Während der katholische Gegner nach dem Reichstage von Augsburg seine Reihen schloß, entbehrten die Protestanten der wirklichen Einigkeit. Die Schmalkaldener verpflichteten sich zwar auf dem Papier zu Schutz und Trutz, vernachlässigten aber ihre Rüstungen. In dem Augenblick der Entscheidung, auf der Mühlberger Heide, besaßen sie bei ihren verkehrten Heereseinrichtungen nicht einmal einen anerkannten Oberführer.

Dagegen hatte der Kaiser in den fünfundzwanzig Jahren seiner Herrschaft vollauf Gelegenheit gefunden, sich eine taugliche Kriegswaffe zu schmieden. Die alte Liebhaberei des deutschen Volkes, Abenteuern nachzugehen, fand in den Feldzügen Karls V. gegen Frankreich, vollauf Gelegenheit, sich zum Nutzen der kaiserlichen Macht zu entwickeln.

Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatten die schweizerischen Eidgenossen vermöge der völlig neuen Art der Kampf- und Kriegführung, welche sie übten, den höchsten Ruhm in Europa genossen. Nachdem sie (1476/7) den damals mächtigsten Fürsten der Christenheit, Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, vernichtet hatten, bewarben sich Herren und Städte um ihre Gunst. Tausende von „Reisläufern“ („Reise“ gleich Feldzug) traten für gute Bezahlung in fremde Dienste. Das gewonnene Geld aber erzeugte bald einen augenfälligen Sittenverfall in der Schweiz, indes die gewor-

denen Heere sich unzuverlässig zeigten, wenn sie nicht genügend Sold und Beute erhielten. Der Reformator Zwingli kannte diesen Krebsschaden am Marke seines Volkes, und so ging mit der kirchlichen Umwälzung Hand in Hand, das Verbot, in fremden Diensten die Haut zu Markte zu tragen.

Schon um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts trat der deutsche Landsknecht gegen die Schweizer in Wettbewerb. Jener war leichter zu befriedigen, wie diese, aber lange dauerte es, bis er die nämliche kriegerische Tüchtigkeit erlangte. Erst seit der Schulung durch den wackeren Georg Frundsberg und den Schlachten bei Bicocca (1522) und Pavia (1524), gewannen die Landsknechte das unbestrittene Uebergewicht. Karl V. aber schweißte diesen Grundstoff mit seinen glaubenseifrigen, blutdürstigen Spaniern zusammen und gewann derart das beste Heer seiner Zeit.

Kaiser Max hatte als Grundeinheit des Fußvolkes das Fähnlein festgesetzt (100 lange Spieße, 200 Halmbarten, 50 Schlachtschwerter, 50 Feuerrohre). Unter Karl V. gewann besonders die Feuerwaffe ein größeres Uebergewicht. Schon bei Mühlberg kamen starke Abteilungen von Schützen (Musketieren) zur Verwendung. Der Kaiser ging sogar weiter; in der nämlichen Schlacht erschienen zum erstenmal berittene Feuerschützen, die Dragoner. Dazu verfügte er über die zügellosen aber stets beherzten „schwarzen Reiter", welche, ganz in der Art unserer heutigen Kürassiere bewaffnet und ausgerüstet, nachmals auf den Schlachtfeldern der französischen Glaubenskriege als „reistres" das höchste Ansehen erwarben. Das Geschützwesen, bereits im fünfzehnten Jahrhundert durch die Einführung der Laffete verbessert, erfuhr unter Karl V. nur geringe Beachtung, soweit es für den Kampf im Felde benutzt ward. Dagegen zeigte es sich als gefährlichen Gegner

veralteter Befestigungen. Für diese mußten neue Bauten geschaffen werden — die Erdwälle und die Rundtürme nach italienischer Art — wofür selbst Meister wie Albrecht Dürer es nicht verschmähten, in That und Schrift mitzuwirken.

Der Gegenreformation wurden durch den Augsburger Glaubensfrieden ein guter Teil ihrer im Kriege errungenen Erfolge entzogen. Sie schlug von nun ab einen anderen Weg ein, indem sie den Kampf auf das geistige Gebiet hinüberspielte.

Es war im Jahre 1551, daß der Jesuitenorden in Wien eine Niederlassung gewann, und um 1560 bestanden bereits in den meisten größeren Orten der noch vorwiegend katholischen Gegenden des Reiches Anstalten und Schulen, in denen die Jünger des Ignaz von Loyola wirkten und lehrten. In Bayern, das unter Herzog Albrecht V. nahe daran war, zur protestantischen Glaubenslehre überzugehen, begannen die Jesuiten ihre Massenbekehrungen. An der Hand des für seine Zeit ganz ausgezeichneten Katechismus des Niederländers Canisius (de Hondt) wurde der Jugendunterricht unternommen. Die katholischen Hochschulen, deren vornehmste Ingolstadt war, erhielten jesuitische Professoren, die geistlichen Fürstentümer, in denen große Duldsamkeit bisher gezeigt worden, rotteten alle Keime des reformierten Gedankens aus. Als Gebhard Truchseß, Erzbischof von Köln und Bischof Heinrich von Paderborn und Osnabrück zur Heirat schreiten wollten, mußten sie nach dem Recht auf ihre Gebiete verzichten — Heinrich starb übrigens plötzlich — und diese Länder wurden von Jesuiten mit den Waffen in der Hand besetzt.

Nach dem Tode des duldsamen Maximilian II. (1564 bis 1576) begann die Gegenreformation in den österreichischen Erblanden mit Gewaltmitteln nach ihrem Ziele zu

ſtreben. Erzherzog Ferdinand, der nachmals Kaiſer ward und von dem das ſchlimme Wort ging, daß er lieber über eine Wüſte, denn über Ketzer herrſchen wolle, vertrieb alle Proteſtanten und damit die tüchtigſten Einwohner ſeines Reiches. Die übrigen Kronen der großen habsburgiſchen Verwandtſchaft folgten dem in Steiermark gegebenen Beiſpiel. Hunderttauſende verloren die alte Heimat und zogen in's Elend; denn auch die Proteſtanten gewährten den Unglücklichen nur dann eine Zufluchtsſtätte, wenn ſie ſich für das in dem betreffenden Teile des Reiches geltende beſondere Bekenntnis erklärten.

Je länger je mehr war das Werk der Reformatoren zu einem widrigen Pfaffengezänke geworden.

Der finſtere Geiſt Calvins that ſein Uebriges, nachdem Kurfürſt Friedrich III. von der Pfalz den „Heidelberger Katechismus“ und damit die Lehren des „Genfer proteſtantiſchen Papſtes“ für allein gültig in ſeinen Landen erklärt hatte. Der unduldſame Grundſatz, daß der Fürſt über das Glaubensbekenntnis ſeiner Unterthanen zu beſtimmen habe (cuius regio eius religio) feierte gerade in der Pfalz ſeine Triumphe. Zwiſchen zwanzig Jahren (1563—1583) wurden drei Glaubenswechſel vollzogen.

Mit der allgemeinen Sittlichkeit ſtand es unter ſolchen Umſtänden ſchlimm genug. Höchſtens in den Reichsſtädten wurde etwelche Polizei gehalten, ſonſt kümmerten ſich die Behörden mehr um das himmliſche, denn um das irdiſche Heil der Landeskinder. Selbſt vereinzelte Fälle räuberiſcher Fehden kamen noch vor; die unter Max II. ſpielenden Grumbachiſchen Händel bieten das hervorragendſte Beiſpiel.

Andererſeits hatte Karl V. durch den humaniſtiſch gebildeten Juriſten Johann von Schwarzenberg ein einheitliches

Strafgesetzbuch („peinlich gerichtsordnung") entworfen und durch den Reichstag zu Regensburg (1532) einführen lassen. Trotzdem die „Carolina" vielfach an Stelle des grausamen römischen das mildere deutsche Gesetz gelten ließ, folgten doch die Rechtsgelehrten zumeist ihren barbarischen Neigungen. Das Foltern und Hinschlachten „armer Sünder", d. h. besonders der Ketzer, wie der Hexen ward geradezu zur Wissenschaft erhoben, und der entartete Sinn vieler Richter gefiel sich darin, neue, über alle Maßen schreckliche Martern und Quälwerkzeuge zu erfinden. Ja, man muß leider gestehen: Das Deutschland des späteren sechzehnten und des beginnenden siebenzehnten Jahrhunderts ist das gelobte Land der Henker gewesen, und besonders seine Hexenbrände fanden nirgends eine so reichliche Wiederholung.

Mit dem finsteren Aberglauben, welcher sich in den Verfolgungen angeblicher Zauberer deutlich abspiegelt, hielt die damalige Wissenschaft, besser gesagt die großartige Unwissenheit, redlich Schritt. Zwar bestanden gegen Ende des Jahrhunderts in den meisten Dörfern Lateinschulen, was aber auf ihnen gelehrt wurde, wäre besser unterblieben. Hohles, geistloses Eintrichtern von Sprachlehren und Glaubenssätzen, füllte die Zeit aus; die schlimmsten Tage der Scholastik schienen wieder hereinzubrechen.

Die Bevölkerung unbekannter Länder als Fabelwesen hinzustellen, wie dies die Reise- und Weltbücher nach Art der Seb. Münster'schen Cosmographie thaten, hätte sich schließlich noch ertragen lassen. Selbst so gründlich gebildete Gelehrte, wie Konrad Geßner in Zürich, der deutsche Plinius, hielten an derlei Ungeheuerlichkeiten fest.

Die Sterndeuterei beschäftigte alle Welt, ihre Aussprüche mußten bei den unwichtigsten täglichen Beschäfti-

gungen berücksichtigt werden. Gab doch z. B. der Komet von 1556 den äußeren Anstoß zu dem Wunsche Karls V., der Herrschaftssorgen ledig zu sein. Immerhin brachte die Beschäftigung mit den Gestirnen der Mathematik großen Nutzen. Wilhelm Holzmann (Xylander) von Augsburg, der an der Hochschule Heidelberg wirkte, gab (1575) die wertvolle Uebersetzung der Arithmetik des Griechen Diophantus heraus. Michael Stiefel aus Eßlingen, sonst ein völlig verworrener Kopf, erfand der Mathematik die noch heute in der Buchstabenrechnung üblichen Zeichen. Georg Joachim Rhäticus und sein Schüler Otto entwarfen Dreieckstafeln, deren Unterstützung dem großen Kepler unentbehrlich wurde.

Die Heilkunst schlug sich, soweit innere Krankheiten in Frage kamen, noch immer mit mittelalterlichen Ansichten herum. Theophrastus Paracelsus (1493—1541) spottete aller Sterndeutereien, warf sich aber destomehr auf die Erfindung unnützer Arzneimittel. Immerhin gehörte er zu den erleuchtetsten Geistern des Jahrhunderts, und, während die meisten damaligen Aerzte ihre Wissenschaft im „Wasserbeschauen“ und Aderlassen fanden, stellte er einige richtige Grundsätze über die Lehre vom Leben auf. Die Kenntnis vom äußern und innern Bau des Menschen verbreiteten die Schriften des großen Andreas Vesal, der aus dem wallonischen Belgien stammend, Leibarzt Karls V. war und einige Zeit als Lehrer der Zergliederungskunst an der Hochschule Basel wirkte. In der Wundarzneikunde sind sichtliche Fortschritte zu verzeichnen gewesen; die großen Feldzüge in Italien trugen nicht wenig dazu bei, tüchtige „Scheerer“ heranzubilden.

Die Alchemie, schon im letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts weit verbreitet, gewann in dieser Zeit noch mehr Boden. Hervorgegangen aus mystisch-abergläubischen Vorstel-

lungen über die Naturkräfte, wie aus falsch verstandenen Lehrsätzen griechischer Weltweiser, trat die Alchemie das Erbe des Albertus Magnus an. Sie strebte darnach, unedle Metalle in edle zu verwandeln, den „Stein der Weisen", das größte Zaubermittel, zu finden, den „Fünftelsaft" (Quintessenz, Lebenselixir) zu bereiten und den künstlichen Menschen (Homunculus) herzustellen. Hand in Hand damit ging die Schwarzkunst (Necromantie), in welcher auch Max I. unterwiesen wurde, und die sich besonders in Geisterbeschwörungen gefiel. Der Doctor Faust, welcher übrigens wirklich zwischen 1480 und 1540 nach Art des Cagliostro sein Wesen trieb, ist der volkstümliche Ausdruck für das Bündnis mit dem Teufel geworden. Denn, an die Persönlichkeit des schwarzen Höllenfürsten glaubten ja selbst Männer wie Luther und Fischart. Die Alchemie fand wegen ihrer höchst irdischen Zwecke oft genug Unterstützung bei den sonst den Wissenschaften abholden Mächtigen. Unter ihnen zeichnete sich, jedoch im besten Sinne, der sonst sparsame Johann Georg (1571 bis 1598), Kurfürst von Brandenburg aus.

Wo das geistige Leben fehlt, jeder höhere Gedanke erstickt und die Sicherheit der Person stetsfort durch den Henker bedroht wird, wendet sich das Trachten und Sinnen der Menschen körperlichen Genüssen zu. Schon Luther hatte in seiner derben Sprache gemeint, der deutsche Teufel müsse „Schlauch" heißen und doch leistete seine Zeit noch lange nicht das Höchste in der Unmäßigkeit. Wie weit es mit der Trinkfähigkeit der Deutschen kam, das bezeugen die Aufzeichnungen des aus Schlesien stammenden Ritters Hans von Schweinichen (1552—1616). Selbst edle Frauen, wie die romantisch verklärte Philippine Welser, verstanden Erkleckliches im Trinken zu leisten; ihr „Willekumm"-Becher auf

Schloß Ambras hält gegen drei Liter. Begeisterte Schilderer ihrer Person aber behaupten, der Hals der schönen Augsburgerin sei so zart gewesen, daß man den Rotwein habe durch die Kehle gleiten sehen! Alle Festbeschreibungen jener Tage sind mit den Aufzählungen angefüllt, wie viel die Gäste verschlemmt hatten. Da die Lebensmittel infolge der Hörigkeit der Bauern sehr billig waren und der Weinbau vor dem dreißigjährigen Kriege überall in Deutschland, selbst in der Mark Brandenburg betrieben ward, so fehlte es freilich nicht an Stoff.

Dennoch hat das Wirtshauswesen im Beginne des XVI. Jahrhunderts nur geringe Ausbildung erfahren, obwohl die Wirte, denen nicht selten Vorteile vom Reiche selbst zur Seite standen, eine geachtete bürgerliche Stellung einnahmen. Erasmus schildert uns in seiner sauersüßen Weise und mit bitterem Spotte, wie wenig einladend das Gasthausleben zu seiner Zeit war. Erst als das Reisen mehr und mehr in Aufschwung kam, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, verbesserten sich auch die öffentlichen Wirtschaften, zu denen nun die bisher ängstlich abgeschlossenen Zunftstuben traten. Daß die bürgerlichen Zechereien durch behördliche Vorschriften (Polizeistunde) eingeschränkt wurden, lag in ihrer Art wohl begründet. Hatten diese doch fortwährend Szenen der widrigsten Unzucht und der heillosesten Friedensstörung im Gefolge. Uebrigens fanden die „schönen Fräulein" wie die Raufbolde besonders in den protestantischen Reichsstädten die schärfste Verfolgung.

Die Geistlichkeit suchte ferner die Auswüchse in der Tracht zu beschneiden. Hatten einst plündernde Landsknechte das geraubte Tuch in Form von Pluderhosen so lange auf dem Leibe getragen, bis sie es verwerten mochten — jetzt

wurde diese erzwungene Unbequemlichkeit Mode. Erschienen die heimkehrenden Krieger früher in zerschlissenen Kleidern, so zeigte sich der Bürger nun in unanständiger Entblößung und mit künstlich geschlitzten Wämsern. Das brandenburgische lutherische Kirchenoberhaupt Andreas Mäuslein (Musculus) eiferte, jedoch umsonst, in Schrift und Wort gegen den „Hosen-, Tanz-, Sauf-, Spiel-, Läster-, Lügen-, Hoffahrts-, Neid-, Sorgen- und Dirnen-Teufel." Ließ auch Kurfürst Joachim II. (1535—1571) auf Betreiben des frommen Mannes üppigen Berlinern die Hosen öffentlich von den Beinen schälen, die Mode blieb, bis Ludwig XIV. ihr andere Grundsätze gab. Die deutschen Frauen richteten schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ihr Auge auf die am Pariser Hofe beliebte Tracht. Man zeigte die Umrisse der Büste in durchsichtiger Verhüllung oder quälte sich mit dem häßlichen Mühlsteinkragen. Die Anmut der Körperformen wurde nicht gehoben durch den weitbauschigen Rock; dagegen mögen Barett und Federhütchen, spanische Kappe und Maria-Stuart-Haube ein niedliches Köpfchen wohl geziert haben.

Die Ausschreitungen der Mode stimmen überein mit dem Verfall der Kunst, welcher erst langsam, dann immer schneller vorschreitend, zu Beginn des dreißigjährigen Krieges vollends klar vor aller Augen stand.

Die großartige Blüte der Bildhauerei in Deutschland, deren vornehmste Vertreter die Nürnberger Adam Krafft (1450—1507), Veit Stoß (?—1533) und die Vischer, vor allem Peter Vischer (1455—1529) waren, sie überdauerte die Glaubensspaltung nicht. Die Reformation kannte keine Madonnen, Heilige und andere „Götzenbilder"; die durch die tridentinische Kirchenversammlung (1545—1563) einge-

leitete Gegenbewegung hatte anderes zu thun, als die deutsche Kunst zu unterstützen.

Besser stand es zunächst um die Malerei, wie die ihr verwandten Zweige der Kupferstecherei, Glasbrennerei und des Holzschnitts. Die großen Künstler, wie Dürer, Holbein, Kranach fanden vollauf Beschäftigung bei der Erstellung von Bildnissen der verschiedensten Personen. Schüchtern genug sind die Versuche gewesen, Frauenkörper darzustellen. Dürer malte diese als häßliche unbekleidete Weiber; denn sicher fehlte es ihm an besseren Vorwürfen. Kranach (1472—1553), der einmal die Schilderung des Paris-Urteils wagte, sah in nackten, kindlich lachenden Landknechtsdirnen die schönsten Göttinen der antiken Welt. Hans Holbein, der wahre Maler der deutschen Renaissance, allein hatte „den freien Sinn für die Schönheit der Form." Als er nach England ging, blieb dem Reiche kein einziger Künstler seines Geistes, seiner Gestaltungskraft.

Im Holzschnitt, wie im Kupferstich wurden freilich noch prächtige Stücke gezeitigt, ehe um die Wende des Jahrhunderts auch diese Kunstzweige von geistloser, plumper Handwerkerei überwuchert wurden. Die Glasmalerei ward schließlich nur noch in der Schweiz gepflegt; sie ging aber auch dort in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Grunde.

Die Bauthätigkeit dagegen wuchs im letzten Drittel des Jahrhunderts zu bedeutendem Umfange an. Die Fürsten, welche die erhöhte Steuerkraft ihrer Unterthanen wohl zu nutzen verstanden, errichteten sich kostbare Paläste. Das Hauptwerk der Baukunst im Zeitalter der deutschen Renaissance ist das Heidelberger Schloß, nachmals ein Denkmal der tiefsten Erniedrigung des Reiches und der größten Bildungsroheit eines angeblich gesitteten Volkes. Um die Mitte des sech-

zehnten Jahrhunderts begonnen und von verschiedenen Meistern ausgeführt, sind besonders der Otto Heinrich-, wie der Friedrichbau vollkommene Schönheiten. Gegen diese wundervolle Gliederung und Gestaltung darf sich kein anderes Bauwerk in Deutschland stellen, das jenen Tagen entstammt, obwohl kaum eine fürstliche Stadt von einiger Bedeutung ohne ähnliche Anlagen geblieben ist. Trotzdem soll nicht verkannt werden, daß die Renaissance im welschen Wesen wurzelte und darum im Reiche niemals eine bleibende Stätte finden konnte. Sie mußte schließlich in der Baukunst, wie im Kunstgewerbe zu Verzerrungen sich ausgestalten, weil ihr die Vorbilder des Altertums fehlten. Alle Versuche, die Renaissance in Deutschland wieder aufzurichten, gleichen deshalb dem Streben, eine Leiche zu elektrisieren.

Das Bürgerhaus jener Tage mochte sich freilich den geschilderten Einflüssen nicht entziehen.*) Es unterschied sich vorteilhaft von früheren und späteren Bauten dieser Art durch eine auffallende Raumverschwendung. Unter dem gewaltigen, mit widerstandsfähigen Flügeln verschlossenen Thorbogen, über dem das Wappen der Besitzer angebracht ward, trat man in einen weiten, gepflasterten Flur. Das Erdgeschoß diente zum Aufbewahren von Waren, wenn es nicht, wie bei Bäckern und Krämern den Verkaufsraum barg. Auf breiten, bequemen und hellen Holztreppen gelangte der Besucher in die oberen Stockwerke. Hier fanden sich die Wohnräume, der Prunksaal, die Küche. Licht und Luft empfingen die Zimmer durch eine große Anzahl Fenster von der verschiedensten Größe und der unregelmäßigsten Anordnung. Hinter der Küche gegen den Garten gewendet, gab es wohl

*) Vergl. hierüber des Verfassers „Bilder aus der Kulturgeschichte der Schweiz"; Abschn. VI. (Bürgerliche Wohnungen im Zeitalter der Renaissance.)

auch einen hölzernen gedeckten Gang, die „Sommerlaube.“ Zur Winterszeit versammelte sich die Familie um den breit ausladenden Kachelofen; holzfressende Kamine taugten nicht für die bürgerliche Sparsamkeit.

Die Wände der besser ausgestatteten Zimmer entbehrten gewöhnlich nicht einer passenden Bekleidung; sei es, daß diese aus Holztafeln, aus gewirkten Teppichen oder Ledertapeten bestand. Große Glasfenster fanden sich auch schon in reicheren Häusern, während die groben „Butzenscheiben“ den Wohnungen der Armen blieben. Glasgemälde, Tafelbilder und Gegenstände des Kunstgewerbes schmückten den Raum, in dem wichtige Besuche empfangen wurden. Bänke, Stühle, Tische, Bettstellen und Schränke, überhaupt allen Hausrat, fertigte man zumeist aus gutem einheimischen Holze; Küchenwerkzeuge und Teller, Becher, Kannen und dergleichen mehr, welche für den täglichen gewöhnlichen Gebrauch dienten, lieferten Kupferschmiede und Zinngießer. Galt es zu prunken, so fehlten die alten edlen Familienstücke gewiß nicht, zumal die Zeit es liebte, Barvermögen in goldenen und silbernen Geräten anzulegen.

In sonderbarem Gegensatz zu solcher Pracht stand die Unsauberkeit der Straßen, auf denen Düngerhaufen nicht selten vorkamen. Die hohenzollernschen Kurfürsten z. B. mußten mehrfach strenge Verbote erlassen, damit wenigstens die Umgebung ihres Berliner Schlosses von Schweineherden befreit blieb. Für die Abfuhr der städtischen Abfälle geschah nichts von seiten der Obrigkeit. So darf es auch nicht Wunder nehmen, daß Pest und ansteckende Krankheiten stetsfort wüteten. Der Volksglaube von der Vergiftung der Sodbrunnen befand sich sachlich auf der richtigen Spur. Nur irrte er in seiner finsteren Weise, wenn er das faulige Wasser etwaiger Bosheit der unglücklichen Juden zuschrieb.

Die öffentlichen Vergnügungen unterlagen mehr und mehr der Veränderung der Sitten. Das Hervortreten der fürstlichen Macht begünstigte prunkende Schaustellungen. Die Städte und ihre Marktplätze wurden die Bühnen für derartige Feste. Obenan standen natürlich die Kaiserkrönungen zu Frankfurt a. M., deren Gepränge, Aufzüge und Belustigungen sich schon damals in ungefähr der nämlichen Weise abspielten, wie sie Goethe geschildert hat. Weitere Gelegenheit für neugierige Gaffer und freche Schmarotzer boten die fürstlichen „Beilager", d. h. Hochzeiten. Sie scheinen nur dann für erwähnenswert gehalten worden zu sein, wenn sie gewaltige Mengen von Speisen und Getränken darboten. Ein oberdeutscher Fürst trank sich sogar während der vierzehn Tage dauernden Vorfeiern zu seiner Eheschließung regelrecht zu Tode, ohne die Braut begrüßt zu haben! Bei den Familienfesten des Patriziates und seinen „Geschlechtertänzen" wurden ähnliche Sitten gepflegt. Selbst die Doktorpromotionen dienten zu öffentlichen Lustbarkeiten.*) Am kaiserlichen Hofe zu Wien waren die Turniere nach mittelalterlicher Art noch zur Zeit Kaiser Max II. sehr beliebt. Rohere Scheinkämpfe und selbst Tierhetzen bevorzugten die Bürger der Reichsstädte. Auf den Messen und Märkten erschienen zudem nach wie vor die „starken Männer", die Gaukler und die Mißgeburten. Dagegen kam an den Höfen die läppische Ergötzung an den zotenhaften, plumpen Scherzen der Narren in etwelche Abnahme.

Das verfeinerte Gefühl fand vielmehr Gefallen an der Musik, für deren Pflege jetzt ein Wendepunkt sich feststellen

*) So bezahlte der Magister Zacharias Hermann aus Breslau in Frankfurt a. O. anläßlich seiner 1611 erfolgten Promotion im Ganzen die ansehnliche Summe von 622 Thl. 23 Groschen. Für die benutzten Bücher berechnete er nur 8 Thl. 23 Groschen; alles übrige ging für Speisen, Getränke Trinkgelder und Musikkosten auf.

ließ. Karl der Große hatte gemeint, die Deutschen sängen gleich als ob Esel schrieen, und darum zog er italienische Stimmkünstler nach Aachen. Nachdem das ritterliche Lautenspiel verhallt war, verschwand auch die Musik mit den anderen Musen aus dem Reiche; der Kirchengesang verfiel völlig. In der Reformation lebte er, hauptsächlich durch Luthers Bemühungen wieder auf, und auch die Katholiken wendeten ihm bald erhöhte Aufmerksamkeit zu. Das weihevolle Orgelspiel wurde zur Verschönerung und Vertiefung des Gottesdienstes heran gezogen. Aus Italien erhielt man neue Blas- und Saiten-Instrumente. Es gehörte zur Herrscherpflicht des Kaisers und der Fürsten, größere Gesellschaften von Musikkünstlern zu unterhalten. Auch die Städte folgten diesem Beispiele, soweit sie nicht schon längst wie Augsburg und Nürnberg auf dem Wege voran gegangen waren. Ihre „Pfeifer und Pauker" bildeten eine ehrliche Zunft, die keine Gemeinschaft mit den Harfenmädchen, Lautenschlägerinnen und Dudelsackpfeifern der Fahrenden hatte. Selbst Singspiele erschienen schon auf der Volksbühne; Jakob Ayrer in Nürnberg (?—1605) hat uns solche hinterlassen.

Dieser Dichter bildete sich nach einer neuen und eigenartigen Erscheinung in der Geschichte des deutschen Schrifttums — den „Englischen Komödien". Im letzten Viertel des Jahrhunderts erschienen nämlich im Reiche die englischen Schauspieler, welche aber doch wohl deutschen Ursprungs waren. Ihre frisch geschriebenen, den Volksgeist kräftig packenden Stücke verdrängten das langatmige, leblose biblische Drama. Einsichtige Dichter folgten dem gegebenen Beispiele, Uebersetzer machten sich daran, freilich oft mit großem Ungeschick, die englischen Stücke zu bearbeiten.

Den Engländern bleibt die bestimmte Gestaltung der

lustigen Person des Hans Wurst zu danken, der sich durch pfiffige Tölpelhaftigkeit und gewaltigen Appetit auszeichnete. Er war der ins deutsch-volkstümliche verkehrte Sir John Falstaff.

Der vornehmste Nachbildner dieser Richtung ist Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg (1564—1613) gewesen. Er hat die erste Hofbühne errichtet und überhaupt dem deutschen Schrifttum die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Sein Beispiel blieb jedoch bei den deutschen Fürsten unbeachtet; denn schon begann die Zeit, da sich die Ereignisse zum Waffenentscheide zuspitzten.

Als Kaiser Max II. den Thron bestieg, schienen die Begriffe deutsch und protestantisch für alle Ewigkeit vereint zu sein. Der Herrscher selbst zeigte sich menschlich und der neuen Lehre freundlich gesinnt. Doch, er starb nach kaum zwölfjährigem Wirken und hinterließ die Krone seinem Sohne Rudolf II., der ganz und gar von den Gedanken der Gegenreformation beeinflußt wurde. Dieser Herr, ein abergläubischer Gelehrter und vorzüglicher Pferdekenner, paßte wenig für das höchste weltliche Amt, welches die Christenheit kannte. Er fürchtete, daß wie in den Niederlanden, die Reformation auch in seinen Erbstaaten eine siegreiche politische Umwälzung hervorrufen werde. Mit seinen Unterthanen, die in ihm bald einen argen Feind ihrer Rechte erkannten, stand er schlecht. Auf das Reich selbst hatte er nur geringen Einfluß. Auch dort rechnete man ihm die veränderte Haltung der katholischen Stände, die Ausbreitung des Jesuitenordens als ureigenstes Werk an.

Die Gegenreformation wußte besonders bei der Nutzanwendung des geistlichen Vorbehaltes ihre Hebel kräftig einzusetzen. Dabei enthielten sich die Protestanten nach wie vor

des gemeinsamen Handelns. Der Calvinist haßte den Lutheraner als „Antichrist“, der Lutheraner verfolgte die Reformierten mit Feuer und Schwert. Uebrigens gewann die nüchterne Glaubensauffassung des calvinistischen Bekenntnisses große Fortschritte auf Kosten des seiner ursprünglichen Gemütstiefe völlig entkleideten Luthertums. Die leidige deutsche Sucht, fremde Bräuche nachzuahmen, kommt dabei ebenfalls zum Ausdruck. Man begeisterte sich für das Wesen der aus Frankreich infolge der Glaubenskriege flüchtenden Hugenotten, die ausnahmslos calvinistisch, zugleich aber auch herzlich oberflächlich und sehr genußsüchtig waren.

Heinrich IV. von Frankreich (1589—1610), der vornehmste Ausdruck dieser Art von „Protestanten“ bemühte sich eifrig, Einfluß auf die Geschicke des Reiches zu erhalten. Französische Sendlinge, französisches Geld und nicht zuletzt auch französische leichtfertige Damen gelangten an die deutschen Höfe. Bei solchem Zusammenwirken konnten Erfolge für das Land des Lilienbanners nicht ausbleiben. Während die Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen mit den jesuitischen Beichtvätern des Kaisers in bestem Einvernehmen standen, warfen sich die Kurpfalz und ihr Anhang in die Arme des Bearners.

Durch seine Vermittlung kam der Bund der reformierten und einiger lutherischer Reichsstände, die sogenannte protestantische Union zustande. Sie sollte in Wahrheit die Vorhut des französischen Heeres bilden, das Heinrich IV. gerade in dem Augenblick über den Rhein zu führen gedachte, als er dem Mordstahle Ravaillacs erlag. Mit seinem Tode verschwand für die Union jedes zielbewußte Handeln.

Dagegen erstarkte die katholische Liga, deren Oberhaupt der gewaltthätige, finster-glaubenseifrige Jesuitenzögling,

Herzog Maximilian von Baiern war. Die Lutheraner standen zwischen beiden Mächten; als Rudolf II. vergrämt und kraftlos abtrat, schien es fast als ob der neue Kaiser Mathias I. mit Sachsen ein enges Bündnis eingehen werde.

Die Protestanten in den habsburgischen Erbstaaten verhinderten die Ausführung dieser Pläne. Als sie erfuhren, daß Erzherzog Ferdinand von Steiermark der Nachfolger von Mathias sein solle, als die katholische Partei in Böhmen zu schlimmen Gewaltthaten gegen die Andersgläubigen schritt, lief ihnen der Zorn ins Blut.

Der Glaubenskrieg ward unvermeidlich!

V.

Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges.

Schriften: L. Ranke, Zur Deutschen Geschichte. Vom Religionskriege bis zum 30jährg. Krieg. (Werke VII). M. Ritter, Geschichte d. Dtsch. Union. L. Ranke, Gesch. Wallensteins. Breitschwerdt, Joh. Kepler's Leben. G. Droysen, Gustav Adolf. K. Grün, Kulturgeschichte des XVII. Jahrhunderts.

Der Aufstand in Böhmen, welcher mit dem Prager Fenstersturz (1618) begann, und die Wahl Friedrichs V. von der Pfalz zum König des Czechenlandes, entzündeten den dreißigjährigen Krieg. Dreißig lange Jahre kämpfte man, angeblich um des Glaubens willen, in Wahrheit jedoch um höchst irdische Besitztitel. In dieser Zeit aber ward Deutschland aus einem Kulturstaate zur fast unbewohnten Wüstenei umgewandelt.

Eine derartig zügellose Kriegsführung hatte das Reich in allen seinen Teilen bis dahin niemals erlebt. Ueber drei Jahrhunderte waren vergangen, seit die Städte dem Faustrecht wirksam entgegentraten. Jetzt erfuhren die Bürger, daß ihre seither und besonders seit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) völlig vernachlässigten Kräfte nicht ausreichten, den Gewaltthaten wilder unbändiger Söldnerhaufen die nötigen Dämme entgegenzusetzen. So erlag das stolze Magdeburg den Scharen Tillys, weil die reichen Bewohner der Stadt den Mühseligkeiten des Wachtdienstes aus dem Wege gingen. So versagte der Aufstand der protestantischen Bauern Oberösterreichs (1626—1628), weil ihm keine Unterstützung von den Glaubensgenossen zuteil wurde, und die Führer selbst, nach dem Tode Stephan Fadingers, Uneinigkeit und wirkliche Mutlosigkeit aufkommen ließen.

Der dreißigjährige Krieg zeigt auch zum letztenmal das Wesen der großen Scharenhauptmannschaft (Condottieri). Mit dem westfälischen Frieden (1648) verschwindet es aus der Geschichte. Mannsfeldt, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden und selbst Bernhard von Weimar sind seine vornehmsten Vertreter auf protestantischer, Tilly und Wallenstein auf kaiserlicher Seite.

Besonders Albrecht Wenzel Eusebius **von Waldstein**, der spätere Herzog von Friedland ist der Typus dieser militärischen Führer (1583—1634). Von einiger Bildung, in jungen Jahren bereits Soldat, stets voll von Menschenverachtung, „unbarmherzig, ohne brüderliche und eheliche Liebe, nur sich selbst ergeben, hart über seine Unterthanen, geizig, betrüblich, ungleich im Verhalten, meist stillschweigend“ — so kennzeichnete ihn sein vom großen Johannes Kepler (1608) gestelltes Horoskop. Die ganze Entwickelung dieses schlimmen

Mannes hat dieser merkwürdigen Weissagung in allen Stücken recht gegeben, weil Wallenstein selbst ihr zu folgen ernstlich bemüht war.

Niemals ist die gesittete Menschheit so geradezu vom Aberglauben befangen gewesen, als in der trostlosen Zeit, welche zwischen dem Tode Maximilians II. und dem westfälischen Frieden liegt. Die vornehme Welt betrieb nach dem Beispiele Rudolfs II. (1576—1612) die Astrologie mit Leidenschaft, jene Afterwissenschaft, von der Kepler treffend sagte, es sei die buhlerische Tochter der Astronomie, die aber ihre alte, verständige Mutter ernähren müsse. Das Volk glaubte an Hexen und Zauberer, an Waffenbeschwörer und Teufelskünstler, an Alraune und an die Paffauer Kunst, von der besonders der Kriegsknecht erwartete, sie werde ihn „gefroren", d. h. hieb-, stich- und schußfest machen.

Während sich auf den Schlachtfeldern Deutschlands infolge des Auftretens Gustav Adolphs (1612—1632) von Schweden eine neue Kriegskunst heranbildete, versanken die Wissenschaft und das deutsche Nationalgefühl unter den Trümmern des Reiches.

Dennoch leuchteten auch in dieser Zeit zwei gewaltige Sterne am deutschen Geisteshimmel: Johannes Kepler aus Weil in Wirtemberg und Johann Amos Comenius, der zwar der Geburt nach ein Mähre, seinem Wirken nach ein Deutscher war. Hunger und Kummer begleiteten den Lebensweg dieser beiden großen Männer, doch ihr unvergänglicher Ruhm wird die fernsten Jahrhunderte überstrahlen. Kepler, der zwanzig Jahre alt (1591) das Stift in Tübingen verließ, um als protestantischer Kirchendiener in das Leben hinauszutreten, ward von den geistlichen Behörden seines Vaterlandes als untauglich zum Prediger befunden. Aus Not

ergriff er das Gewerbe eines Kalendermachers, und da gelungene Prophezeihungen ihn in weiteren Kreisen bekannt machten, so berief ihn (1593) das steirische Graz als Lehrer der Mathematik und Moral an sein städtisches Gymnasium. Bereits nach sieben Jahren (1600) mußte der eifrige Protestant den Verfolgungen des Erzherzogs Ferdinand weichen. Als Flüchtling gelangte Kepler nach Prag, um dort zunächst der Gehilfe, dann der Nachfolger des großen dänischen Astronomen Tycho de Brahe zu werden. Immer in äußerster Not — denn weder Rudolf II. noch auch Mathias (1612—1619) wurden ihren Verpflichtungen gegenüber dem unglücklichen Hofastrologen gerecht — schenkte Kepler der Welt die drei Gesetze, wodurch das Planetensystem des Kopernikus erst die wissenschaftliche Grundlage erhielt. Nach kurzem Aufenthalte in Linz, suchte Kepler (1626) ein Asyl in Regensburg, wo er auch — nach seiner Rückkehr von Sagan — am 15. November 1630 starb, nicht mehr als 22 Gulden Barschaft und einen Gaul im Werte von 11 Gulden hinterlassend. Die Berufungen nach Bologna und England hatte der brave Vaterlandsfreund trotz seiner elenden Lage mit den herrlichen Worten abgelehnt: „So lange Deutschland mich nicht verstößt, will und kann ich ihm nicht untreu werden. Ich bin ein Deutscher, unter Deutschen aufgewachsen; nur im Gebiet deutscher Sitte, nur in der Luft deutscher Geistesfreiheit will ich leben."

Der Wert der Lehren Keplers beruhte auf der Thatsache, daß er der von Tycho de Brahe geschaffenen mathematischen Astronomie die physikalische beifügte, daß er den Irrtum vollends ausmerzte, alle übrigen Planeten bewegen sich um die Sonne, diese jedoch um die Erde. Freilich besaß Kepler seit 1608 etwa ein Fernrohr, dessen Vergrößerungs-

stärke aber kaum unseren jetzigen Feldstechern gleich kam. Unermeßlich ist es, was der größte deutsche Physiker aller Zeiten mit diesem unbedeutenden Instrumente erforschte und Leibniz hat nicht zuviel gesagt, wenn er ihn den Unvergleichlichen nannte.

Jetzt zu **Comenius**! — Er ist der letzte große und wahre Humanist, ihm schwebte Zeit seines Lebens die „Pansophie" vor, die aus allen besonderen Wissenschaften und Künsten aufgebaute allgemeine Wissenschaft der Wissenschaften und Kunst der Künste, deren Grundsätze aus Natur und Schrift zu gewinnen seien. — Johann Amos Commenius ward am 28. März 1592 zu Komna bei Ungarisch-Brod in Mähren geboren; erst im 16. Jahre bezog er die Lateinschule, 1613 die Heidelberger Universität, drei Jahre später ward er protestantischer Prediger, 1628 mußte er vor den Verfolgungen der Kaiserlichen das Vaterland verlassen. In Polnisch-Lissa als Theologe thätig, schrieb er dann seine pädagogischen Werke, von denen besonders die „eröffnete Sprachenthüre" (Janua linguarum, 1637) die weiteste Verbreitung fand. Als Programm gab Comenius folgende Worte: „Das Sprachstudium zielt auf die Dinge ab, um nicht in eitler Geschwätzigkeit, sondern in weiser Beredsamkeit zu enden. Die Worte müssen beständig im Verein mit den Dingen gelehrt werden, damit sich Einsicht und Sprache zugleich bilde." Schon hieraus ist zu ersehen, welche Stellung Comenius zu dem Scheinwesen der vollkommen verrotteten damaligen Schulbildung einnahm, die nichts anderes wollte, als den jugendlichen Geist durch sinnloses Auswendiglernen in tote Formen pressen. Der große Mann ist auch der erste gewesen, welcher nicht nur die Notwendigkeit des Anschauungsunterrichts einsah, sondern ihn auch mit den Worten

verfocht, er sei „erstens die Kunst, den Geist des Lernenden zu fesseln, zu laben, zu sänftigen", sodann das Mittel, alles durch eigene Anschauung und die sinnliche Auffassung zu finden. Man müsse mit dem Bekannten anfangen und stufenweise allmählich zum Unbekannten übergehen.

Durch die Bemühungen von Samuel Hartlib ward Comenius (1641) nach London berufen; die beginnende Revolution zerstörte jedoch alle Hoffnungen des großen Pädagogen. Da war es ein reicher, holländischer Handelsherr, Ludwig de Geer, welcher sich seiner annahm und ihn in Stockholm mit Axel Oxenstjerna, dem damals unzweifelhaft bedeutendsten Staatsmanne der protestantischen Welt, zusammenführte. Während aber Comenius darauf bestand, seine Pansophie, seine Encyclopädie aller Wissenschaften auszuarbeiten, wünschten die praktischen Schweden, er möge mit seinen Umgestaltungen bei der Volksschule beginnen. So verlegte Comenius (1642) den Wohnsitz nach Elbing und schrieb hier die Schulbücher, welche in Schweden seit 1648 in Gebrauch genommen wurden. Zugleich empfahl er den deutschen Fürsten, den Wiederaufbau des zerstörten Vaterlandes durch die Einführung guter Schulen und Lehrerbildungsanstalten zu beginnen; doch, seine Worte verhallten ungehört. Erst unser Jahrhundert ist diesem würdigen Vorgänger Pestalozzis gerecht geworden. Im Jahre 1650 ward Comenius vom Fürsten Sigismund Racoczi nach Siebenbürgen berufen. Dort in Saros-Patak, unweit dem weinberühmten Tokay, errichtete er eine Provinzialschule und schrieb den „Orbis pictus" (1657), das erste illustrierte gemeinfaßliche Werk, welches für die Jugend bestimmt war und der Grundstein geworden ist aller ähnlichen Arbeiten späterer Zeit. Seit 1654 wieder in Lissa, mußte Comenius, nach-

dem er durch die Horden Kasimirs im schwedisch-polnischen Kriege beim Brande der Stadt die gesamte Habe eingebüßt hatte, 1656 nach Amsterdam zu dem getreuen Laurentius de Geer, dem Sohne Ludwigs, flüchten. Dort veranstaltete er noch eine Gesamtausgabe seiner Lehrschriften, ehe ihn am 16. November 1671 der Tod hinwegraffte.

Und wie tragisch ist es doch, daß das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrzahl kaum die Namen Kepler und Comenius kennt, indes ihm das verkörperte Kriegselend, Wallenstein, wohl vertraut ist, zumeist freilich durch die Schöpfung seines Lieblings unter den großen Dichtern.

Aber es war auch der Krieg, welcher in diesen vier Jahrzehnten der ganzen Nation den Atem benahm. Der Bauer mochte nicht mehr ackern, der Bürger nicht mehr handwerken; was blieb ihnen in dem allgemeinen Morast anders übrig, sollten sie nicht vollends verderben, als dem Kalbfelle zu folgen?

„Grüß den Vater und die Brüder,
„Bin Soldat, komme nimmer wieder."

Denn es gab für Hunderttausende keine Heimat mehr; der Simplicius Simplicissimus, welcher heute der Schwedenfahne schwor und morgen dem Kaiser diente, ist das deutsche Urbild jener furchtbaren Jahre. Seine Lebensgeschichte ist die Biographie noch des besseren Teiles der damaligen wirklichen Machthaber in Deutschland. Die Thaten der anderen zu schildern, hätte selbst ein Grimmelshausen die Feder für zu schwach befunden.

Das Reich, welches um 1620 über dreizehn Millionen Einwohner gezählt hatte, beherbergte um 1650 kaum vier Millionen. Mehr denn zwölftausend Ortschaften waren zerstört worden; von einem guten Teil derselben haben sich nicht

einmal die Namen erhalten. Dort, wo der Krieg besonders getobt, so in Baiern, Böhmen, Schlesien, in Württemberg, Franken und Hessen, standen ganze Ortschaften leer. Zwischen Hagenau und Zabern im Elsaß gab es kein Dorf. Die Stadt Berlin, obwohl doch immer eine kurfürstliche Residenz, soll damals nur 300 Bürger gezählt haben. Wie berichtet doch der ehrliche Simplicius: „Da es tagte, fütterte ich mich wieder mit Weizen, begab mich zunächst auf Gelnhausen zu und fand daselbst die Thore offen, welche zum Teil verbrannt, jedoch noch halb mit Mist verschanzt waren. Ich ging hinein, konnte aber keines lebendigen Menschen gewahr werden: hingegen lagen die Gassen hin und her mit Toten überstreut, deren etliche ganz, etliche aber bis aufs Hemd ausgezogen waren". Es kam soweit, daß der Kanibalismus in Deutschland wieder auflebte.*)

Der Kreistag zu Nürnberg (1632) gestattete den katholischen Geistlichen die Ehe, dem Laien empfahl er gar zwei Frauen zu nehmen, um die Bevölkerung zu mehren. Freilich, nur das eine unglückliche Württemberg allein verlor von seinen 313000 Bewohnern (1634) in kaum sieben Jahren deren 265000. Die Pfalz, welche die Kriegführung Tilly's und der spanischen Horden erfahren, behielt zuletzt nur den fünfzigsten Teil ihrer ursprünglichen Bevölkerung; Frankenthal z. B. besaß von 18000 Bürgern (1620) noch 324 als die Friedensglocken läuteten. Rheinbaiern und Franken haben sich eigentlich bis heute nicht von solch' furchtbarem Greuel erholt.

Mehr denn ein Drittel des einst urbar gemachten Bodens

*) In Worms ist es (1635) geschehen, daß ausgegrabene Leichen verschlungen wurden; aus anderen Orten berichtet die Chronik, man habe die Gehenkten verzehrt und kleine Kinder geschlachtet! —

wurde um 1700 noch in brachliegendem Zustande befunden. Es fehlte außer in Sachsen, Baden und Brandenburg überall an Menschenkräften; das bare Geld mangelte natürlich oder wurde mit Wissen und Willen der Obrigkeit durch die falschmünzenden „Kipper und Wipper“ gründlich verschlechtert. Erst jetzt begann recht eigentlich der herrische Druck gegen die leibeigenen Bauern, in denen der Adel und die Städter gleicherweise lediglich ein mit der Sprache beglücktes Vieh sahen. Die Folge war, daß der Landmann der Werbetrommel zulief, welche stetsfort auch nach dem Frieden eifrig gerührt wurde; denn nun begann das Zeitalter der stehenden Heere.

Die verarmten deutschen Städte verfielen in jeder Hinsicht. Die Hansa brach 1630 zusammen, nachdem sie die letzten zehn Jahre ein Scheinleben aus Gnade des Hofes in Kopenhagen geführt hatte; Danzig büßte seinen großartigen Getreidehandel vollständig ein, die Städte in Süddeutschland mußten ihre Verbindungen mit Venedig und dem Orient aufgeben, Hamburg und Bremen konnten gegen die Allmacht der niederländischen und englischen Rhederei nicht aufkommen. Damals begann die großartige Rheinflößerei, welche Holland die zum Schiffsbau benötigten Stämme des Schwarzwaldes bringt. Für fast ein ganzes Jahrhundert blieb die Verfrachtung dieser Ware die einzige Beschäftigung des früher so blühenden Rheinhandels.

In den Binnenstädten herrschte der engherzigste Zunftzwang. Der Bürger, welcher ehedem selbst dem Kaiser gegenüber seinen wackeren Stolz hervorgekehrt hatte, er empfand es nun als die höchste Ehre, in dieser oder jener Beziehung zum „Hofe“ des benachbarten Landesherrn zu stehen. An die Stelle der Erzeugnisse des Kunstgewerbes im Zeitalter der Renaissance trat die rohe, handwerksmäßige Geschmacklosigkeit.

Da die Fürsten einen unnatürlichen Luxus trieben, so bemühten sich die Städter, trotz aller obrigkeitlichen Vermahnungen, das nämliche zu thun. Der Brodem der schlimmsten Unsittlichkeit lag über dem ganzen, verwüsteten Lande. Raub und Mord waren an der Tagesordnung, obwohl die Gerichte mit unerhörter Strenge straften.

Von neuem und diesmal in gräßlichem Umfange raste die Hexenverfolgung durch Deutschland, obwohl Papst Gregor XV. (1623) verboten hatte, den „Zauberern" an's Leben zu gehen, so nicht klar erwiesen wäre, daß ihr Thun einem Mitmenschen den Tod gebracht. Besonders in den geistlichen Fürstentümern forderte der Aberglauben tausende von Opfern. Es brannten in Würzburg allein zwischen 1627 und 1629 über zweihundert Personen, darunter ganz junge Kinder. Was nutzte es, daß der deutsche Jesuit Graf Friedrich von Spee (1631) seinen „Vorbehalt in Hinsicht der Hexenprozesse" veröffentlichte, daß der Arzt Dr. Weier in Cleve (1563) die Selbstbeschuldigungen der angeklagten Unglücklichen als einen seelischen Krankheitszustand bezeichnete. Rühmte sich doch der lutherische Rechtsgelehrte Carpzow, eine Leuchte der damaligen Leipziger Universität (1667) in der Einleitung zu seiner berüchtigten „Kriminalpraxis", die übrigens in einzelnen deutschen Landschaften bis in unser Jahrhundert hinein fleißig zur Anwendung gelangte, er habe bei zwanzigtausend Hexenprozessen und derlei Sachen mitgewirkt. Natürlich gab es weniger „Zauberer" als „Hexen". Beide Bekenntnisse sahen im Weibe die verkörperte Erbsünde, die natürliche Buhlin des Satans. Kein Alter, kein Stand blieb verschont vor der rasenden Wut der Hexenrichter. Eine Prinzessin von Braunschweig erlitt den Feuertod (1572), eine Wittelsbacherin wie ihre adeligen Gesellschafterinnen wurden

gefoltert (1628) und entrannen nur mit Mühe dem Scheiterhaufen.

Die Universitäten, weit entfernt dem Aberglauben zu steuern, beförderten ihn geradezu durch das, was sie fälschlich Wissenschaft nannten. Wo waren die Lern- und Lehrtriebe geblieben, die einst der aufblühende Humanismus erweckte? Hatten die Besten unter den Männern, welche die Lust an wahren Studien wieder erweckten, voran die Hutten, Karlstadt und Mutian, alle akademischen Grade, Titel und Würden mit Verachtung gestraft, so machte sich nun auf den deutschen Hochschulen ein widerlicher Handel geltend, der das Streben der Zeit, die Sucht nach pomphaften Auszeichnungen beschlug.

Das Studentenleben war immer roh gewesen, ohne jedoch des geistvollen Hintergrundes zu entbehren. Jetzt gab es sich einfältig und gemein. Die früher doch mehr lächerliche Sitte, den „Bean“ (Gelbschnabel) d. h. den Neuling durch die „Deposition“, eine sonderbare Förmlichkeit, in den Kreis der Kommilitonen aufzunehmen, artete geradezu in eine empörende Mißhandlung aus, welche schwächere Opfer an der Gesundheit schädigte. So gefiel man sich in Jena besonders darin, die unglücklichen „Pennäler“ (Federbüchsen), welche eben von der Lateinschule kamen, mit Getränken und Speisen zu traktieren, welche verzweifelt an den aus Jauche bestehenden „Schwedentrunk“ erinnerten, das berüchtigste Foltermittel der raubend umherschweifenden Soldaten.

Die Freiheit des Burschen ward übrigens nicht wenig beschränkt durch die Standesunterschiede. Während der arme bürgerliche Student der Verachtung auf Schritt und Tritt begegnete, besaßen die Vornehmen jedes Recht. Das Duellwesen nahm einen glücklicherweise seitdem niemals wieder

erreichten Umfang an; übrigens entstanden infolge davon die verschiedenen Fechtschulen, von welchen jene des bekannten Kraußler in Jena (1620) die berühmteste geworden ist. Auch der Biercomment erhielt zum erstenmal eine gesetzmäßige Regelung. Dies geschah aus der guten Absicht, das unmäßige Trinken etwelchermaßen einzuschränken; doch wurde der Zweck keineswegs erreicht. Im Gegenteil, die Völlerei steigerte sich noch.

Zugleich begann der Tabak seinen Siegeslauf durch Deutschland. Soldaten verbreiteten den Genuß des edlen Krautes, die Aerzte empfahlen ihn als Schutzmittel gegen die Pest. Das „Dabackdrinken" (Rauchen) und das Schnupfen kamen zur nämlichen Zeit auf; das ekelhafte Kauen wurde erst später den englischen Seeleuten nachgeahmt. Dem Vorgange des Papstes Urban VIII. folgend, der (1624) den Tabak mit dem Interdikt belegte, haben die Behörden mehrfach den Versuch gemacht, die „trockene Trunkenheit" zu unterdrücken. Es gelang ihnen nicht; selbst protestantische Diener am Worte Gottes schmauchten bereits wohlgefällig ihre Pfeife, die damals allgemein das bekannte, aus Holland überkommene Ungetüm war.

Das fortgesetzte Kriegselend verschlechterte die Nahrung der ärmeren Klassen der Bevölkerung. Der Wildstand schwand mit der nämlichen Schnelligkeit, wie sich das Vieh verminderte und seine Rassentüchtigkeit verlor. Noch war die Kartoffel unbekannt. Muß und Grütze sind die Hauptnahrung selbst der Städter geblieben, welche höchstens zweimal in der Woche Fleisch auf dem Tische sahen und in ihren Gärten kaum etwas anderes als Dauergemüse: Bohnen, Erbsen, Kohl, Rüben und Zwiebeln pflanzten.*)

*) In Baiern war 1645 sogar das Kleienbrod eine große Seltenheit; 8 galt dort der Scheffel Korn zwischen 60 und 80 Gulden. In Franken

Auf allen Gebieten der menschlichen Gesittung findet sich demnach ein völliger Stillstand. Fortschritte dagegen sind naturgemäß im Kriegswesen festzustellen, nur waren die Urheber derselben keine Deutsche, sondern Schweden.

Der Kriegsknecht wurde geworben und blieb trotz seiner guten Bezahlung, die besonders Wallenstein übte, ein freier Mann. Nach der kaiserlichen „Verpflegungsordonnanz" vom 1. Januar 1639 bezog der Soldat 6—15 Gulden monatlich, wovon wenigstens die eine Hälfte bar, die andere bei niedrigster Wertschätzung der Stoffe in Natura ausgerichtet ward. Die Hauptleute bezogen 150 Gulden monatlich, die Obersten dagegen 1100—1200 Gulden. Zwar verbot die nämliche Vorschrift dem Kriegsvolke bei Lebensstrafe mehr von den unglücklichen Landesbewohnern zu fordern, aber wie dieser Befehl Nachachtung fand, davon zeugt der ganze dreißigjährige Krieg.

Das schnelle Aufsteigen der einzelnen Generale wie z. B. Johann von Werth, Butler, Derfflinger u. a. m. möchte vielleicht zu dem Gedanken verleiten, daß solche Vorkommnisse eine allgemeine Regel gebildet hätten. Dem ist aber nicht so gewesen! Das Offizierkorps unterschied sich scharf in die Männer „von Fortune", welche nur selten aus dem untergebenen Stande zu eigentlichen Führerstellen aufrückten und die „Herren Offiziers", welche bereits in jungen Jahren im Glanze ihrer altadeligen Namen und hervorragenden Familienverbindungen zu den höchsten Chargen gelangten. So erzählt Simplicius: „Siehst du nicht, wie mancher Feldwaibel bei seinem kurzen Gewehr grau wird, der vor vielen eine Com-

---

wurde die Schaf- und Pferdezucht durch den Krieg völlig vernichtet. Das Salz hielt man in Hessen noch um 1650 für ein Luxusgewürz, das sich nur reiche Leute erlauben durften. In Gotha kostete der Laib Brod im Teuerungsjahre 1635 sogar 1 Dukaten.

pagnie zu haben meritirte?“ Wer von niederem Adel war, mußte wenigstens eine Truppe aus seinem eigenen Säckel werben können, wollte er Hauptmann, Rittmeister oder gar Oberst sein. Das beste Beispiel hierfür, in freilich nicht wieder erreichter Form, giebt Wallenstein. Uebrigens erschien es selbst seinen Zeitgenossen als ganz undenkbar, daß irgend ein anderer eine ähnliche Rolle spielen könne.

Mit den fremden Kriegsvölkern, die Deutschland überschwemmten, gelangte auch die fremde Kunstsprache zu Ansehen im Heereswesen. Der Fähnrich der Reiterei wurde zum Cornet, der Oberstwachtmeister zum Major, der Oberst stellenweise zum Cardinal, der Heerführer zum General. Diese Ausdrücke wurden geradezu der kirchlichen Hierachie entlehnt und obwohl sie eigentlich widersinnig für das Kriegswesen erschienen, erhielten sie sich doch bis auf den heutigen Tag.

In der Kriegführung traten mannigfache Neuerungen auf. Die berühmte kaiserliche Reiterei entstammt dieser Zeit. Die Infanterie kämpfte nach schwedischem Muster unter ausgiebiger Benutzung der Feuerwaffe, die Gustav Adolph verbesserte und welche bald das Schnapphahn- (1625) bezw. das Steinschloß (1648) annahm. Die Artillerie erleichterte ihr Geschützmaterial — schwedische Lederkanonen! — verringerte die Kaliber und erfand die Cartouchen und Kartätschen. Gustav Adolph war der erste, welcher den Hauptstoß durch Geschütz vorbereitete. Sein System scheiterte aber an den Erdwerken, hinter welchen sich die Wallensteiner bei Nürnberg (1632) bargen. Sonst war die Gefechtsführung nicht viel mehr als ein kunstloser Kampf von Front gegen Front, wobei der Teil den Sieg davon trug, dessen Streitkräfte den größeren Mut zeigten.

Genau betrachtet, ist also selbst auf diesem Gebiete ein

gewisser Verfall zu verzeichnen, wenigstens in der zweiten Hälfte des Krieges.

Wenn wir die furchtbaren Leiden und Verwüstungen überblicken, welche das Reich in dieser Zeit erfuhr, so tritt an uns unwillkürlich die Frage heran: Wie war es möglich, daß der deutsche Name überhaupt erhalten blieb? Die germanische Zähigkeit liefert nur ein Teil zur Gestaltung der Antwort; denn von deutschem Wesen ist während des ganzen siebenzehnten Jahrhunderts herzlich wenig zu verspüren. Durch Einwanderung hat das Reich auch nur wenig frisches Blut erhalten. Der niedrigste fremde Troßknecht mußte finden, daß sein Heimatland im schlechtesten Winkel schöner sei als diese Wüste.

Für eine gute Anzahl Städte, besonders in Oberdeutschland und am Niederrhein, brachte der Krieg übrigens Vorteile. Ihr Verfall beginnt erst nach dem westfälischen Frieden. Die Soldaten, welche Edelmetalle, Diamanten und Waren zusammen geraubt hatten, mußten, um bares Geld für ihre Beute zu erlangen, in den reicheren und größeren Städten den Verkauf bewerkstelligen. Dadurch kam ein Wuchergewerbe, ein Hehlerhandel auf, der früher unerhört gewesen, um so mehr, als selbst angesehene Kaufleute es nicht verschmähten, dem müheloſen Gewinn nachzujagen. Holland besonders war ein guter Abnehmer für Gold- und Silbersachen, welche die niederrheinischen Städte gesammelt hatten.

Das ganze entwürdigende aber leicht zu erklärende Treiben nahm ein jämmerliches Ende, als es zum Frieden kam. Mit einem Male brachen Bankerotte herein; denn nur die wenigsten Handelsherren waren bei kühlem Verstande geblieben. Nicht während des Krieges empfanden sie die Not der Zeit, wohl aber gleich nachher, und mit ihrem Sturze verband sich auch jener des ganzen Gemeinwesens.

Unter all den hunderten von selbstherrlichen Fürstentümern Deutschlands ist keines gewesen, das sich so schnell und so überraschend kräftig aus dem allgemeinen Schutt erhob, wie die Mark. Dort regierte seit 1640 der erste „aufgeklärte Despot" Friedrich Wilhelm, welcher mit vollem Recht den Beinamen der „große Kurfürst" trägt. Man mag ihm vorwerfen, daß er von den Volksfreiheiten nicht viel hielt und unumschränkte Gewalt für den Landesherrn sich erzwang; aber niemand wird leugnen können, daß er in dem halben Jahrhundert seiner Herrschaft aus den zerstreuten hohenzollernschen Besitzungen eine starke norddeutsche Macht zusammenschweißte. Und mehr noch, dieser junge kräftige Staat bot den vertriebenen Evangelischen Oesterreichs und Frankreichs eine sichere Zufluchtsstätte, von welcher die freien Gedanken von neuem ausgehen konnten.

Die Grundsätze Friedrich Wilhelms beruhten auf der Ansicht, daß alle Unterthanen gleichmäßig zum Wohle des ganzen Staates beitragen müßten, und daß dieser seine Aufgabe nur dann erfüllen werde, wenn er über ein starkes stehendes Heer und eine wohlgeordnete Verwaltung verfüge. Die auferlegte Verbrauchssteuer war ziemlich hoch; aber da der gemeine Mann sah, wie gut die gewonnenen Summen für die Verbesserung des ganzen Landes aufgewendet wurden, zahlte er sie willig. Die märkische Ritterschaft glaubte zuerst mit ihrem Widerspruche durchdringen zu können, aber Friedrich Wilhelm zeigte ihnen an dem Schicksale des ostpreußischen Obersten von Kalckstein (1672), was sie zu erwarten hätten.

Nach innen wie nach außen deutsch, so handelte der große Kurfürst und zwar mit dem vollkommenen Bewußtsein dessen, was er wollte. Als er (1672) wider Ludwig XIV. für

Holland zu den Waffen griff, sprach er: „Wenn des Nachbars Haus brennt, gilts dem eignen“. Freilich der Dank von Habsburg blieb nicht aus; denn der Kaiser mochte keine deutsch gesinnten Fürsten im Reiche wissen. Großartiges wurde durch die Verwaltung geschaffen, an deren Spitze der einsichtige Ratgeber Otto von Schwerin stand. Die verödeten Bauernhöfe erhielten neue Besitzer in Eingewanderten aus Friesland, Holland und der Schweiz. Die Oder ward mit der Spree durch eine bequeme Wasserstraße verbunden (Friedrich-Wilhelms-Kanal, 1662—1668), die regelmäßige „Ordinari-Post“ lief (seit 1649) von Cleve bis Memel. Zu Duisburg (1655) entstand eine Universität, zu Berlin der Grundstock einer großen Bücherei. Die Zunftgesetze erhielten eine zeitgemäße Auffrischung, den Juden wurden entsprechende Freiheiten gewährt. Mit den Hugenotten kam der Gewerbfleiß schnell empor; das Berliner Tuch erwarb sich bald einen Weltruf.

Der Bauer erfuhr indes neben werkthätiger Unterstützung die schärfste Aufsicht. Kein Bewohner des platten Landes durfte heiraten, der nicht wenigstens sechs Obstbäume veredelt und sechs Eichen gepflanzt hatte.

Selbst eine Flotte schuf sich Brandenburg, die es sogar wagen durfte, spanische Orlogs beim Kap St. Vincent (1681) mit Erfolg anzugreifen. Ja, der rote Adler wehte in Guinea (Afrika) und Senegambien (Großfriedrichsburg 1683), und nur die spätere, gleichgültige Zeit ließ diese Erwerbungen wieder verkümmern.

Die Mittel, mit denen diese wichtigen Fortschritte erzwungen wurden, mögen heute gewaltthätig erscheinen; sie waren aber durch die Verhältnisse bedingt. Gewerbe und Handel bestanden nicht mehr, als Friedrich Wilhelm den Kurhut erhielt. Sollten

sie mit denen des Auslandes in erfolgreichen Wettbewerb treten, so mußten die fremden Einrichtungen nachgebildet werden. Der Lehrmeister für Brandenburg ist im großen und ganzen Ludwigs XIV. Minister Colbert gewesen. Seine Handelsgrundsätze („Mercantil-System") wurden angenommen. Wie in Frankreich, so fanden sich auch in Brandenburg Schutzzoll und bevorrechtete Fabriken, Ein- und Ausfuhrverbote neben teilweiser Steuerbefreiung von Gewerbetreibenden. Während aber in Frankreich das von den Staatskassen vereinnahmte Geld für die Genußsucht des liederlichen versailler Hofes und die frevelhaften Kriege des „Sonnenkönigs" verschwendet ward, legte der brandenburger Herr den goldenen Grundstein zum Ausbau des Königreiches Preußen.

Friedrich Wilhelm und sein Land sind der einzige Lichtstrahl in der Nacht, die während und nach dem dreißigjährigen Kriege auf dem Reiche ruhte. Ohne den harten Willen des Kurfürsten und die Tüchtigkeit seiner aus den verschiedensten Grundstoffen gemischten Völker wäre der deutsche Name sicherlich untergegangen.

VI.

Die Aufklärung.

Schriften: F. C. Schlosser, Gesch. d. XVIII. Jahrhdts. K. Biedermann, Dtschlnd. i. XVIII. Jahrhdt. Fr. Hauser, Dtschld. n. d. dreißigjhrg. Kriege. Goethe, Aus m. Leben. A. Stahr, Lessing. J. Scherr, Schiller u. s. Zeit. Jul. Schmidt, Gesch. d. dtsch. Litteratur s. Lessings Tod. I.

Zerrissen und geknechtet, so haben wir Deutschland am Ende des dreißigjährigen Krieges kennen gelernt. Ein Kaiser,

dessen Hof nach spanischer Sitte lebt, dessen Ratgeber teils schlaue Jesuiten, teils unfähige, aufgeblasene Herren sind ohne Sinn für das Land, dessen Boden sie treten. Die kleineren deutschen Fürsten gefallen sich in hohlem Prunke. Sie ersterben vor Demut, wenn ihnen der Glanz von Versailles leuchtet und der räuberische, „große" Ludwig XIV. gnädigst geruht, ihnen ein huldvolles Lächeln zu schenken.

Daß Frankreich gerade solchen Einfluß auf die „Bärenhäuter" jenseits des Rheines ausübte, erklärt sich leicht aus seiner Staatsweisheit. Richelieu verfolgte die alte Regel, französische Heere und französische Thaler nach Deutschland zu senden. Wer zahlt, befiehlt! —

Wollten die Höfe recht fette Bissen aus dem großen Kessel zu Paris erhaschen, so mußten sie die fremde Zunge lernen, die Sitten des reichen Nachbarn annehmen, damit dessen Gesandte sich wohl bei ihnen fühlten. Es galt die Umwandlung schnell zu vollziehen, wollte man nicht zurück bleiben bei dem allgemeinen Wettrennen. In der Heimat fanden die Herren ja doch keinen seelischen Rückhalt. So zogen sie ein, die Liederlichkeit und die Genußsucht, die französische Kleidung, die Nahrung, die Sprache und das Schrifttum.

Mit dem Schrifttum stand es in Deutschland besonders trostlos. Längst wurde nicht mehr deutsch geschrieben, wohl aber ein greuliches, aus germanischen und allerhand romanischen Sprachbrocken gemengtes Kauderwelsch. Die Behörden waren stolz und glücklich darüber, ein Mittel gefunden zu haben, das den „beschränkten Unterthanenverstand" hinderte, den Sinn obrigkeitlicher Erlasse zu begreifen. Es lag im Wesen der Zeit, welche die größte Selbstherrlichkeit für jeden Landesherrn als erstes Staatsgrundgesetz forderte, die Sprache

derart zu gestalten, daß sie nur dem engsten Kreise geläufig sein konnte. Die Gebildeten griffen diese „Kanzleisprache“ begierig auf, galt sie ihnen doch als bestes Unterscheidungszeichen von allem volkstümlichen Wesen, mit dem sie freilich unwillkürlich jede Roheit zusammenlegen mußten.

Es fehlte nicht an Männern, die anders dachten und selbst an den Höfen fanden sie sich vertreten. Aus ihren Kreisen entwickelten sich die Sprachgesellschaften, von denen man sechs kennt.*) Sie wollten die deutsche Zunge rein erhalten, ihrem Verderbnis ein Ziel setzen. Die Hofluft, starrer Formelkram und verworrene Gelehrsamkeit vernichteten alle Ergebnisse des edlen Zweckes. „Simplicissimus sahe bei den Schweitzern unterschiedliche Esell und Maultier mit Citronen, Lemonen, Pomerantzen und sonst allerhand Wahren aus Italia über daß Gebürg kommen; da sagte er zum Hertzbruder: Schawet umb Gotteswellen, diß ist der Italiener fruchtbringende Gesellschaft.“ Der böse Witz des alten Kriegsknechts zeigt, wie die öffentliche Meinung den mißglückten Versuch aufnahm. — Wichtiger war es, daß die Sprache der Dichter rein blieb von fremden Beimischungen während die Stoffe dem welschen Schrifttum entnommen wurden. Gedichtet haben unzählige deutsche Gelehrte des siebenzehnten Jahrhunderts. Einfluß auf das Volk gewannen sie nicht, und in vieler Hinsicht ist das sogar zu begrüßen. Man lese z. B. nur die Erzeugnisse eines Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau. Der schwülstige Ausdruck, die gemeine Sinnlichkeit, das Gaukelspiel unwahrer Liebeshitze

*) Die „Fruchtbringende Gesellschaft“ oder der „Palmenorden“ (1617); die „Aufrichtige Tannengesellschaft“ (1633); die „Teutschgesinnte Gesellschaft“ (1643–1705); die „Gesellschaft der Hirten a. d. Pegnitz“ (1644. Sie besteht noch heute in anderer Form und zu geselligen Zwecken!); der „Elbschwanenorden“ (1656); die „Deutschen Gesellschaften“ (1697). —

verletzen jeden guten Geschmack. Trotzdem müssen derartige Verse die sogenannten Gebildeten jener Zeit erfreut haben, sonst hätte der breslauer kaiserliche Rat schwerlich eine derartige Fruchtbarkeit entwickelt. Wie mag jedoch die „gute Gesellschaft" in Deutschland am Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts beschaffen gewesen sein, welche sich solche Hochzeitsgedichte bieten ließ? —

Nur ein poetischer Zweig, das geistliche Lied nämlich, blühte vollauf. Immerhin sehen wir, daß einzig Paul Gerhardt den volksmäßigen Ton der Reformation anschlägt. Sein reformierter Gegenpart, Joachim Neander, erreicht trotz des Wohllautes seiner Sprache, diesen Vorzug durchaus nicht in vollkommener Form.

Im Drama verwandelten sich die englischen Komödien, soweit ihre Erinnerung nicht durch die Kriegsläufe abgeblaßt worden, in die roh ausgestalteten „Haupt- und Staatsaktionen." Das alte Fastnachtsspiel wurde zur platten Hanswurstposse, welche womöglich noch gemeiner, zotenhafter war, wie jene. Die vornehme Welt begnügte sich mit schauerlichen, antikisierenden Trauerspielen. Lohenstein z. B. läßt in seinen Stücken peitschen foltern, köpfen, rädern und erwürgen, wenn er nicht gerade, wie in der „Agrippina", in den tiefsten Pfuhl der Schamlosigkeit untertaucht. Erträglich sind dagegen die heiteren Lustspiele des Andreas Gryphius, obgleich er hochtrabend vom Volke redet.

Ob übrigens derlei Dichtungen zur öfteren Aufführung gelangten, bleibt fraglich. Die Höfe ergötzten sich bald nach welschem Muster an den Opern und lüsternen Kunsttänzen. Seit den Tagen des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen (1656—1680) wurde Dresden die hohe Schule für alle diese Genüsse. Die italienischen „Actricen" aber gewannen schnell

einen unheilvollen Einfluß; denn aus ihren Reihen wählten die Mächtigen nicht allzu selten die „Freundinnen", deren Verschwendung die Völker in unendliche Schulden stürzte.

Die Hofnarren machten den Hofdichtern Platz, wenn sie nicht gerade durch Professoren, wie den Sachsen Taubmann oder den Preußen Gundling ersetzt wurden. Zu beschreiben gab es freilich viel; die Festlichkeiten an den Höfen überstürzten sich in ununterbrochenen Folge. Allen voran ging Sachsen. Für ein ganzes Jahrhundert fand sich in Dresden die größte Ueppigkeit, Pracht und Sittenlosigkeit vereinigt. Auf August den Starken, dessen ausgezeichnetste Thätigkeit das „galante Sachsen" genugsam beschreibt, folgte ein Brühl. In Württemberg beherrschte seit 1708 das Fräulein von Grävenitz den Herzog Eberhard Ludwig. Dem Nachfolger Karl Alexander stand der berüchtigte Jude Süß zur Seite. In drei Jahren erpreßten dieser und seine Umgebung über eine Million Gulden. Im Jahre 1738 betrug der Wildschaden, trotzdem mit der alten Jagdliebhaberei nicht mehr fortgefahren wurde, noch immer gegen eine halbe Million Gulden.

„Der deutsche Bürgersmann — sagt Schlosser — und wer sonst aus dem Jammer jener Zeit in den damals herrschenden Pietismus flüchtete, glaubte treuherzig, Verschwendung und Ausschweifung seien den höheren Ständen nach göttlichem Ratschluß zugeteilt, man ärgerte sich darüber nicht mehr."

Durch den westfälischen Frieden war wenigstens der Grundsatz: allgemeine Duldung, aufgestellt worden. Zwischen Katholiken und Protestanten blieb auch eine gewisse Scheidemauer aufgerichtet, dagegen befehdeten sich die beiden Richtungen der letzteren nach wie vor auf das bitterste. In Berlin

wurde das Gezänke unter ihnen derart lebhaft, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm ernsthaft einschreiten und den starrköpfigen Lutheraner Paul Gerhardt (1665) des Landes verweisen mußte.

Für die Wissenschaft blieben vorerst die Niederlande maßgebend. Hier war ja der dreißigjährige Krieg im Nachbarlande ein Mittel gewesen, die bürgerliche Wohlfahrt durch gute Handelsgeschäfte zu heben. Von den holländischen Hochschulen ging die Naturerkenntnis aus, welche nun in Deutschland ebenfalls Fortschritte machte. Der wackere Magdeburger Bürgermeister Otto von Guericke (1602—1682) gab der Physik die wissenschaftliche Grundlage. Er fertigte die noch heute in Berlin aufbewahrte erste Elektrisiermaschine und die wirksame Luftpumpe (1654), deren Leistungen, in Form der bekannten aneinanderhängenden Halbkugeln, damals das größte Aufsehen erregten. Die Heilkunde nahm die Lehren Harvey's von dem doppelten Blutumlauf an. Ihr deutscher Verkünder W. Rollfink erwarb sich durch seinen Eifer, die Zergliederungskunst zu üben, eine sonderliche Volksberühmtheit. Das „Rollfinken" blieb noch bis in unsere Zeit hinein ein Schreckensausdruck. In Johann Rud. Glauber (1604—68) aus Karlstadt fand sich ein begeisterter Chemiker. Sein Salz (schwefelsaures Natron) gelangte in die Apotheken, sein bedeutsames Streben aber, zu „Deutschlands Wohlfahrt des Landes natürliche Hilfsquellen" zu öffnen, fand keine Beachtung.

Destomehr erlangte die schwindelhafte Jatrochemie, die Suche nach dem Unsterblichkeit verleihenden Lebenssafte, den Beifall aller Stände. Kein Chemiker durfte sich solchen Aufträgen entziehen, wollte er nicht in den Ruf der Unwissenheit kommen. Natürlich ward auf diese Weise dem Aberglauben Thür und Thor geöffnet. Immerhin erfuhr die Wissenschaf-

doch manche Bereicherung. Johann Joachim Becher, ein geistvoller Hochstapler, nahm (1681) in England die erste Schutzschrift heraus für die heute so wertvolle Steinkohlentheer-Destillation. Auch nutzte er bereits die Coke. Der Apotheker Brandt in Hamburg (1669) stellte den Phosphor dar. Sein Freund Kunkel, dem der große Kurfürst auf der Pfaueninsel bei Potsdam eine Goldmacherwerkstatt einrichtete, aus der dann das herrliche Rubinglas hervorging, veröffentlichte das Verfahren. Das Eisencyankurcianid (Berlinerblau) entdeckte Diesbach in Berlin (1704).

Zu der weißen Glasur mit blauem Schmuckwerk der Steingutgefäße, welche nach der Mitte des Jahrhunderts bekannt ward, trat 1709 das von dem unglücklichen Goldmacher Böttticher, dem Gefangenen auf der Albrechtsburg in Meißen, erfundene Porzellan. Es trug nicht wenig dazu bei, die von August II. und seinen Günstlingen geleerten Landeskassen wieder zu füllen. Friedrich II. von Preußen nutzte die erste Besetzung Sachsens durch seine Truppen auch in der Richtung, daß er das bis dahin ängstlich bewahrte Geheimnis der Porzellanerzeugung in seine Gewalt brachte. Andererseits ließ Friedrich, der erste preußische König, einen „Goldmacher" hängen, wobei der Galgen, wie der Rock des Betrügers mit Flittern geschmückt wurden.

„Das siebenzehnte Jahrhundert kannte und erfuhr bereits den Uebergang vom Werkzeuge des Arbeiters zur unabhängigen Arbeitsmaschine, zum automatischen Werkzeuge, welches den Menschen beseitigte. Es war natürlich, daß die Obrigkeiten, denen aus allerhand Gründen das Wohl der Handarbeiter nicht gleichgiltig sein konnte, darauf hielten, daß solche Erfindungen nicht allzuviel leisteten". (K. Grün.) Diesem Streben entsprach die schreckliche Ermordung des Anton Moll

in Danzig, der 1680 eine Bandmaschine erfand, welche vier bis sechs Gewebe auf einmal fertigte. Aus dem Jahre 1685 stammt das Verbot der Strickmaschine. Der französische Physiker Denis Papin mußte es (1707) erleben, daß die Fischer zu Fulda sein „Zauberwerk", einen wirklichen Raddampfer, in Stücke schlugen.

Zum Glück konnten rohe Massen die Fortschritte auf rein geistigem Gebiete nicht aufhalten. Samuel Pufendorf (1632—1694) bezeichnet in seinen Schriften den Ausgangspunkt der Aufklärung. Natürlich schrieb er, der doch Deutschlands Einigkeit ersehnte, dem der Fall Straßburgs tief zu Herzen ging, zumeist lateinisch. Aber er versetzte dabei dem römischen Rechte die ersten tötlichen Schläge. Die Theologen lehrte er, daß nicht der Katechismus, sondern die sittliche Natur der Menschen die ausschließliche Rechtsquelle sei. Die Historiker erfuhren von ihm, wie man Beobachtungen und Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte anstellen müsse.

Seine hohen Staatsstellungen schützten Pufendorf vor den Folgen derartiger Ketzereien. Uebrigens verharrten die deutschen Hochschulen nach wie vor ungestört in „Roheit, Gemeinheit und barbarischer Gelehrsamkeit". Die Lateinschulen blieben bei ihrem Gallimathias, obwohl Christian Weise (1642—1708), der Zittauer Rektor und Dramatiker, das Deutsche auf seiner Anstalt einführte, wo bis dahin auch in den Spielstunden lateinisch gesprochen worden war.

Unsere Zeit ist gewohnt, in der pietistischen Richtung das später sich leider so sehr bemerkbar machende Muckertum zu erblicken. Die älteren Pietisten sind jedoch wohl von den jüngeren zu unterscheiden. Während die Unsittlichkeit an den Höfen ihre Stätte fand, im kirchlichen Wesen der dunkelste

Dogmenglauben herrschte, das Volk entweder in Roheit oder sonst in Anbetung alles Fremdländischen versunken war, lebten die Pietisten rein, bewiesen ein werkthätiges Christentum und schrieben Deutsch.

Während Philipp Jakob Spener (1635—1705) die Glaubenslehre vom Schulzwange befreite, stiftete der Lübecker August Hermann Franke (1663—1727) das nach ihm benannte Waisenhaus in Halle. Freilich wurde diese Anstalt nachmals zur Brutstätte einer ungeheuerlichen Geistesknechtung. Der Verfall des Pietismus erklärt sich leicht aus der Thatsache, daß seine Anhänger wenig Sinn für weltmännische Feinheit besaßen. Von Anfang an wendeten sich die höher Gebildeten den Deisten Englands, den Glaubensspöttern Frankreichs zu. Als Gegenwirkung mußte es dahin kommen, daß der Pietismus sich in eine kalte, heuchlerische Frömmigkeit verkehrte.

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716), der vielseitige Gelehrte und tiefe Denker, der Gründer der Akademieen von Hannover und Berlin, ist neben Pufendorf der einzige Vertreter deutscher Wissenschaft gewesen, welcher auf die Hofkreise und die Vornehmen einigen Einfluß ausübte. Darum wurde er auch meistens gezwungen, zur französischen Sprache seine Zuflucht zu nehmen. Die klaren einsichtsvollen „Deutschen Schriften“ erfuhren bei den Höflingen nur wenig Beachtung. Anerkennung fanden sie überhaupt erst in unserm Jahrhundert. Leibnizs feines Wesen hätte sich an anderen Orten als auf dem glatten Parketboden der Schlösser niemals wohl gefühlt. Um den Kampf mit den damaligen Professoren zu führen, bedurfte es vollends gröberer Naturen.

Es war Christian Thomasius aus Leipzig (1655 bis 1728), der den Hohenpriestern einer einseitigen Wissenschaft

den Fehdehandschuh hinwarf. „Er begann seine Laufbahn damit, daß er die Deutschen ermunterte, den Franzosen nachzueifern und ihre Sprache und Litteratur zu studieren, statt ihre Zeit mit dem elenden Schullatein zu verderben, welches man damals zu treiben pflegte". Im Todesjahr des großen Kurfürsten wagte es Thomasius gar, seine Vorlesungen deutsch anzukündigen und in deutscher Sprache zu halten. Obwohl anfangs versucht ward, die kühne Neuerung unmöglich zu machen, erlebte der wackere Mann doch die Freude, daß nach wenigen Jahrzehnten die meisten Hochschullehrer seinem Beispiele folgten. Die wichtigste und erfolgreichste Thätigkeit entwickelte der große Rechtsgelehrte in seinem Kampfe gegen die Folter und die Hexenprozesse. Diese verschwanden, bis auf einige Ausnahmen, zum Glück ziemlich schnell aus den Gerichtsverhandlungen, jene blieb leider noch lange Jahre erhalten. Friedrich der Große hob die Folter bei seinem Regierungsantritt in Preußen (am 3. Juni 1740) auf. In Hannover ward sie aber um 1820 mehrfach wieder in Anwendung gebracht und zwar selbst bei weiblichen Untersuchungsgefangenen. Grausame Hinrichtungen finden sich bis in die Mitte unseres Jahrhunderts; 1786 und 1813 flammten in Berlin noch einmal Holzstöße für Mordbrenner, am Ende der dreißiger Jahre ist auf dem dortigen Gartenplatze zum letztenmal gerädert worden. Den Tod am Galgen fanden unter Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1713—1740) eine ganze Anzahl kleiner Diebe, die heute mit wenigen Tagen Gefängnis gebüßt werden würden.

Der ehrlose Tod durch den Strang bedrohte selbst einen großen Gelehrten, den Hallenser Professor Christian Wolf (1679—1754). Er ist der erste deutsche Philosoph der Neuzeit gewesen, welcher mit klarer Vernunft „von Gott, der

Welt und der Seele des Menschen sprach". Er wagte es, die Lehren des „Heiden" Kongfutse in Schutz zu nehmen, und dies genügte den Verteidigern der pietistischen Hochburg Halle, den Unvorsichtigen in Acht und Bann zu thun. König Friedrich Wilhelm I. glaubte der Anzeige der Eiferer, daß Wolf die Fahnenflucht von Soldaten für nicht strafbar erachte. Wegen „Lehren wider die im göttlichen Worte geoffenbarte Religion" ward der Professor angehalten, Preußen bei Strafe des Stranges sogleich zu meiden. Immerhin hat der König das begangene Unrecht später eingesehen. Sein großer Sohn berief Wolf (1740) wieder zurück und ernannte ihn zum Geheimrat, sowie zum Vizekanzler der Universität, später gar zum Kanzler und endlich zum Freiherrn — hauptsächlich aus dem Grunde, die dortigen Dunkelmänner von der königlichen Machtvollkommenheit zu überzeugen.

Die Gestalt Friedrich Wilhelms I. kann in einer Deutschen Kulturgeschichte nicht wohl übergangen werden. Sie bildet eine eigentümliche Figur unter den fürstlichen Gewalthabern jener Tage. Der Herrscher, welcher Modenärrinnen und Juden prügelte, zugleich aber von ihnen verlangte, sie sollten ihn lieben aber nicht fürchten, hat besonders durch die Lebenserinnerungen seiner Tochter, der Markgräfin von Bayreuth, eine üble Beleuchtung erfahren. Sein Deutschtum war freilich mit einer gehörigen Zugabe von Roheit gemischt. Seine Selbstherrlichkeit, die dem Adel gegenüber den „rocher de bronce der Souverainetaet" aufrichten wollte, zeigte sich auch in den kleinlichsten Dingen. Niemals sind die Dienstboten z. B. unfreier gehalten worden, wie in dem damaligen Preußen.*) Das Eingreifen des Königs in die Rechtspflege

*) Welche Mißachtung menschlicher Rechte spricht nicht aus dem Erlaß, [illegible] bestimmt, daß „die ungehorsamen und trotzigen Mägde, die sich auf ihre

wie in die Verwaltung war nicht immer von guten Folgen begleitet. Seine Militärleidenschaft, vornehmlich die unnütze Riesengarde, kostete nicht nur gewaltige Summen, sondern verschlechterte auch geradezu die Sitten infolge der erzwungenen Ehelosigkeit der Kriegsknechte. Für höhere Bildung zeigte der Vorsitzende des bekannten Tabakskollegium nicht die geringste Neigung. Daß er die Professoren durch solche Narren, wie Gundling und Morgenstern, verhöhnte, war noch nicht schlimm; daß er Schauspieler und öffentliche Vorstellungen, mit Ausnahme jener von „starken Männern“ und anderen Gauklern, nicht leiden konnte, verstand sich bei seiner redlichen Sittenreinheit. Wie groß ist nicht des Königs Schmerz gewesen, als er erfuhr, daß sein Erbe bei dem dresdner Besuche in die Netze der sächsischen Lucrezia Borgia, der Gräfin Orselska fiel. Das gab wohl den ersten Anlaß zu allen jenen Demütigungen, die Friedrich dann zum Fluchtversuche drängten.

In einer Zeit jedoch, wo die übrigen deutschen Fürsten ihre vornehmste Beschäftigung darin fanden, Land und Leute zu verderben, bewies sich Friedrich Wilhelm als ein vollkommener Mann, der bürgerlich hausväterische Sitten auf die Staatsgeschäfte übertrug. Bei seiner Thronbesteigung gründete der König die großartige berliner Tuchfabrik. Unablässig bemühte er sich die Bauthätigkeit zu heben.

„Der Kerl hat Geld, muß bauen,“ hieß es, und das landesväterliche Beispiel sorgte neben dem Stocke für die Nachachtung des Befehls. So entstanden Neu-Berlin, das

---

eigne Hand setzen wollen, auf Verlangen ihrer Herrschaften — — — nach Spandau oder in andere Zucht- und Spinnhäuser sollen gebracht werden, wann die Herrschaft den Trotz oder Ungehorsam mit ihrem Gewissen behaupten können.“ — Damit stimmt die Handlungsweise des Königs vortrefflich überein, der Peter von Rußland kurzer Hand die von diesem benötigten solinger Schwertfeger geradezu schenkte.

große Charitee-Krankenhaus, das Militärwaisenhaus und das holländische Viertel in Potsdam.

Die Volksschule erfuhr eine weit kräftigere Unterstützung als ihr Friedrich II. je zuteil werden ließ, der seine invaliden Unteroffiziere als Jugendlehrer verwendete. Der Schulzwang des Soldatenkönigs bildete die Grundlagen, auf denen der edle Rochow ein halbes Jahrhundert später weiterbaute.

Wenngleich Friedrich Wilhelm I. nur immer „den Hahn spannte, aber niemals losdrückte," wie die Schranzen in der wiener Hofburg höhnten, so schuf er doch den preußischen Militärstaat. Freilich, von 7½ Millionen Thalern Einkünften verbrauchte das Heer — es waren schließlich 83000 Mann — fast 6 Millionen. Die preußische Infanterie übte unter der Anleitung des alten Dessauers zum ersten Male wieder ein wirkliches Exerzieren. Ihre Feuerwaffe führte den vom genannten grimmigen Drillmeister erfundenen eisernen Ladstock, der nachmals bei Mollwitz (1741) nicht wenig zum Erringen des Sieges beitrug. Der gemeine Mann, angeworbene oder gepreßte Leute, die meist der Hefe des Volkes entstammten, unterlag den grausamsten, aber durch die Verhältnisse bedingten Strafmitteln. Die Offiziere, Söhne des armen Landadels, wurden durch den Dienst, der ihnen schließlich in höheren Stellen ein auskömmliches Leben gewährte, an den Thron gefesselt. In hervorragender Weise wußte schon der damalige Offizier zu zeigen, daß er ein Ehrenmann sei — sehr im Gegensatze zu den in den übrigen deutschen Heeren allgemein geltenden Anschauungen. Der König selbst betrachtete seine soldatischen Diener von adliger Geburt als höhere Menschen; kein Wunder, daß auch der jüngste Fähnrich den größten Stolz darein setzte, ritterlich zu handeln.

Dienstag, den 31. Mai 1740 starb der König. Für

Preußen-Deutschland begann ein neues Zeitalter, das der wirklichen Aufklärung. Ihr vollkommenster Vertreter bestieg den Hohenzollern-Thron, fest entschlossen, unbedingte Denk- und Glaubensfreiheit in seinen Staaten zu gewähren. Die erwachenden Kräfte des deutschen Volkes kamen ihm dabei zu Hilfe. Es wurde möglich, der allgemeinen Kultur neue Ausgangspunkte zu geben.

Unterdessen war das Schrifttum in Gefahr gewesen, wieder zu verflachen und ein wissenschaftliches Spielzeug der Gelehrten zu werden. Gottsched, der Verkünder von der Heilslehre der Nachahmung französischer Beispiele, blieb auf halbem Wege stehen. Mit der Neuberin zusammen hatte er den Hanswurst von der Bühne gejagt, dazu aber auch alle und jede Volkstümlichkeit vernichtet. Nach seinem Streite mit den Schweizern gefiel sich Gottsched in der Beschützerrolle der platteſten alltäglichen Dichtkunst. Von ihm durfte die Kritik keine weitere Ausbildung und Förderung erwarten.

Bedeutsam für diese Periode sind die vielen Zeitschriften, welche urplötzlich entstanden. Obwohl sie den politischen Ereignissen keine Beachtung schenkten, regten sie durch ihren Inhalt doch unwillkürlich die Oeffentlichkeit zum Denken an. Jedenfalls wehte der Geist der Freiheit über der Thätigkeit der Männer, die der steifen Fachgelehrsamkeit den Fehdehandschuh hingeworfen. Unendlich viel gewannen Sprache und Wissenschaften. Von Gottsched empfing unsere Zunge die Klarheit und Natürlichkeit, von Albrecht Haller die Kürze und die Kraft, von Hagedorn die Anmut. Lessing schmiedete aus diesen Grundstoffen das vollkommene Neuhochdeutsch, dessen wir uns seitdem erfreuen.

Unter den Wissenschaften machte sich der freiere Geist der Forschung, aber leider auch nicht selten der planlose Ver-

such geltend. Besonders die seit Comenius so arg vernachlässigte Erziehungswissenschaft (Pädagogik) wich nicht selten von der mehr oder weniger klar vorgezeichneten Bahn der Entwickelung ab. Der Gedanke, daß die bisherige Kinderzucht mit ihrem geistlosen Eintrichtern von Glaubenssätzen, den grausamen Züchtigungsarten, nicht mehr genüge, lag allen Einsichtigen am Herzen. Im Jahre 1765 erschien von dem damaligen dänischen Professor Johann Bernhard Basedow (1723 bis 1790) das „theoretische System der gesunden Vernunft", eine den Universitätsunterricht und seine möglichen Verbesserungen beschlagende Schrift. Diese fand Anklang, und ihr Verfasser, einer der begeistertsten Anhänger der Gedanken J. J. Rousseau's über die Erziehung, fühlte sich zu weiteren Schriften ermutigt. Stetsfort griff Basedow die „Zionswächter", d. h. die Strenggläubigen an, und diese säumten nicht, ihn durch den Senat seiner Vaterstadt Hamburg verfolgen zu lassen. Dadurch ward aber die öffentliche Meinung für Basedow gewonnen. Ganz Europa schien schließlich Anteil an seinem Werke der Verbesserung des Unterrichtswesens zu nehmen. Schon im Mai 1771 hatte er für die Ausführung seiner Pläne die ansehnliche Summe von fünfzehntausend Thaler beisammen, fünf Jahre später veranstaltete das zu Dessau errichtete „Philanthropium, eine Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche", die bekannte öffentliche Prüfung. Obwohl die sonderbare Anstalt zunächst vielen Beifall fand, trug sie den Keim ihres Unterganges von Anfang an in sich; denn auch im Philanthropium herrschte mehr die Abrichtung, wie die wahre Geistesbildung. Basedow versah sich überdies durch seine Zänkereien und seine Trunksucht; 1784 ging die Dessauer Schule ein.

Diese hatte jedoch eine Anzahl Lehrer in ihren Mauern gesehen, welche, jeder nach seiner Art, auf den Gedanken Basedows weiterbauten. Joachim Heinrich Campe, der Erzieher der beiden Humboldts, begann in Hamburg seine Thätigkeit. Christian Gotthilf Salzmann errichtete (1784) in Schnepfenthal bei Gotha eine bald vielbesuchte Erziehungsanstalt, deren Lehrer Friedrich Guts Muths (1795) die Grundlagen des heutigen Turnwesens entwickelte.

Für das Volk auf dem platten Lande und seine geistige Hebung wirkte in dem Baden des edlen Markgrafen Karl Friedrich der nachherige Frankfurter Stadtsyndikus J. H. Schlosser („Sittenlehre für das Landvolk", 1771). Der halberstädter Domherr von Rochow auf Rekahn errichtete dort eine Musterschule für Landschullehrer und schrieb auch selbst ein ausgezeichnetes Lehrbuch für die Bauern. Leider wurde die Neigung der Oeffentlichkeit, sich von all dem alten Zwange und der Geistesknechtung zu befreien, nicht selten eine Quelle der Gaunerei. Der berüchtigste dieser gewissenlosen Menschen, die mit dem Höchsten ihre schmutzigen Leidenschaften unterstützten, ist C. F. Bahrdt gewesen.

In Johann Heinrich Pestalozzi aus Zürich (1746 bis 1827) fand die neue Erziehung ihren wahren Begründer („Lienhard und Gertrud" 1781), der einzig aus Hingebung an die Sache selbst, in seiner Aufopferungsfähigkeit, seinem kindlich frommen Sinne, zum Wohlthäter der Menschheit ward.

Im Laufe des Jahrhunderts besserten sich auch die Sitten der Studentenschaft, wenigstens auf den größeren Hochschulen. Göttingen, das 1737 entstand, zeichnete sich vornehmlich aus; auch in Leipzig waren die jungen Leute bemüht, ehrbar zu leben. In Halle blühte, im Gegensatze zu dem krankhaften Pietismus, die größte Ausschweifung. Der

einflußreiche Professor Klotz begünstigte sogar jede Art von Liederlichkeit, der oben erwähnte „Doktor“ Bahrdt hielt dort eine übel berüchtigte Wirtschaft. Immerhin macht sich der Unterschied zwischen den Tagen des unseligen Joh. Christ. Günther (1695—1723) und dem göttinger Hainbunde deutlich bemerkbar. Die Roheit der Landsmannschaften stieß alle feiner besaiteten Gemüter ab. Selbst die Studenten konnten sich nicht immer der Rührseligkeit ihres Zeitalters entziehen. Es kam vor, daß Biergelage überschwänglichen Trauerfeierlichkeiten glichen. Andererseits machte sich durch Klopstocks (1724—1803) Einwirken eine oft unwahre, romanhafte Deutschtümelei geltend. Die Jugend dichtete Bardengesänge und schwärmte für Hermann den Befreier, ohne aber im späteren Leben diese Bahn weiter zu verfolgen.

Die verschiedenen Vaterländer des sterbenden heiligen römischen Reiches konnten aber in der That niemanden befriedigen, der einigen Stolz bewahrt hatte. In Preußen war nach Beendigung des siebenjährigen Krieges ein Geschlecht erwachsen, das in Friedrich dem Großen geradezu einen Halbgott sah. Dabei beherrschte der nüchterne Vernunftglauben (Rationalismus) des Buchhändlers Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811) die Kreise der gebildeten Bürgerschaft. Moses Mendelssohn (1729—1786) blieb trotz aller Aufklärung mit vollem Bewußtsein ein frommer Jude, um die Interessen seiner Glaubensgenossen nicht zu schädigen, ihre Vorurteile nicht zu belästigen. Der große König, dem noch immer ein Gundling als das Muster deutscher Gelehrsamkeit, ein Canitz als Vertreter deutscher Dichtkunst vorschwebte, hatte für die Entwickelung des vaterländischen Schrifttums kein Verständnis. Lessing verkörperte wohl in sich das edelste und reinste Preußentum, doch fand er in Berlin keine zu-

sagende Beschäftigung. Zum Glück vermochte sein Scharfsinn, seine glänzende Thätigkeit auf All-Deutschland Einfluß zu gewinnen.

Nach Friedrich II. Tode begannen trübe Zeiten für Preußen. Minister Wöllner erließ (1788) das berüchtigte Religionsedikt, der General von Bischoffwerder beherrschte den gutmütigen Friedrich Wilhelm II. (1786—1797) durch Geistererscheinungen und anderes Gaukelspiel, die Lombards und Luccheſini verrieten den Staat, ein Möllendorff, ein Herzog von Braunschweig wußten alle wirklichen Verbesserungen im Heerwesen zu verhindern. Die Hofkreise und auch das wohlhabende Bürgertum verfielen mehr und mehr in leichtfertige Genußsucht. Kunst und Wissenschaft gingen zurück. Genug, das alte Preußen bestand längst nicht mehr, als die Ereignisse von Jena und Auerstädt eintraten.

Noch viel schlimmer lagen die Dinge in den Kleinstaaten. Die Kriege Englands gaben den willkommenen Anlaß zu dem scheußlichen Soldatenhandel, dessen berühmtestes Opfer der edle Joh. Gottfr. Seume (1763—1810) geworden ist. Im ganzen wurden an dreißigtausend Deutsche nach Amerika verkauft, um die Prachtliebe ihrer Landesherren zu befriedigen.

In Württemberg, wo Karl Eugen als Herzog schaltete, ward jeder Versuch, die alten, ständischen Rechte zu wahren, mit Kerkerhaft bedroht. Joh. Jakob Moser (1701—1785) und Daniel Schubart, der erste deutsche Journalist (1743 bis 1791) bezogen den Hohen-Asperg. Der Herzog änderte sich erst, als seine Geliebte, das gute „Fränzel“ (Franziska von Hohenheim) Gewalt über ihn bekam. Aus seinem tyrannischen Sinne heraus entstand die Karlsschule, die Folteranstalt für den jugendlichen Geist Schillers.

In Baiern herrschten die Jesuiten. Noch nach der

Mitte des Jahrhunderts spielten dort Hexenprozesse; unter anderm wurden hier zwei dreizehnjährige Mädchen als Zauberinnen am Leben gestraft. Erst Kurfürst Max Joseph hob die Strafrechtspflege der Klöster auf.

Karl Theodor von der Pfalz, fortwährend in ärgerliche Liebeshändel verstrickt, verblieb bis an sein Lebensende in den Händen eines jesuitischen Beichtvaters. Viele Bischöfe versuchten den Orden, auch nach Erlaß der päpstlichen Aufhebungsbulle, zu schützen.

Andererseits verfiel die Freimaurerei in Wunderglauben und Spiegelfechtereien. Aus jener Zeit schreibt sich auch das geheimnisvolle Wesen her, mit dem die Logen bis jetzt umgeben sind. Die abergläubische Furcht und Scheu vor der, sonst so reinen, edlen Zwecken dienenden Brüderschaft hängt enge zusammen mit den Erscheinungen, welche das vorige Jahrhundert darbot.

Pater Gaßner trieb (1775—1879) die Wunderheilkunde und die Teufelsaustreibung. Lavater (1741—1801), der Physiognom, glaubte an die Wunderkraft seines Gebetes. Während die Aerzte Unzer in Altona und Deimer in Amsterdam den wissenschaftlichen Magnetismus erklärten, verkündete Dr. Mesmer (1734—1815) von Wien aus den mystischen. Der Geisterbeschwörer Schräpfer in Leipzig erschoß sich, als man seinen Betrügereien auf die Spur kam. Ein sogenannter Graf von St. Germain gewann große Vermögen mit dem Verkauf von Lebenssäften und anderen angeblichen Heilmitteln. Den größten Beifall fand der, auch durch Goethe und Elise von der Recke bekannte Sizilianer Balsamo oder Cagliostro. Er kam als „Freimaurer" schließlich (1795) in den furchtbaren Brunnenkerkern der romagnolischen Burg St. Leo als eines der letzten Opfer der Inquisition um.

Von den vielen schwärmerischen Glaubenssekten erhielt sich bis heute die von Swedenborg gegründete, welche in Deutschland manchen Anhänger fand. Der Baron von Hund suchte einen ritterlichen Freimaurerbund zur Blüte zu bringen. Er gab sich als Bewahrer des angeblichen Tempelherrngeheimnisses aus und errichtete die nur vom höchsten Adel besuchten Logen der „strikten Observanz". Die braunschweiger und darmstädter Fürsten leisteten darauf den Eid. In Baiern bestand der Illuminatenorden, der wenigstensdie Aufklärung wollte. Er erlag schließlich der Verfolgung durch die jesuitische Regierung, nachdem er selbst längst im Innern zerfallen war.

Aus dem großen Kreise der Höfe ragten besonders Weimar und das kleine Bistum Konstanz als leuchtende Punkte hervor. Hier wirkte als kirchlicher Reformator im besten Sinne des Wortes der edle Heinrich, Freiherr von Wessenberg (1774—1860), ein wahrer Nachfolger auf der Bahn, die Kaiser Joseph II. (1780—1790) betreten, aber vergeblich versucht hatte, bis zum Ende zu beschreiten. In Weimar herrschte Karl August (1775—1827), und um ihn scharten sich die Männer, die wir als die Vertreter des klassischen Zeitalters unseres Schrifttums nennen.

In Rücksicht auf die Hebung der materiellen Kultur stand Preußen wieder obenan. Der siebenjährige Krieg kostete das Land bei anderthalb hundert Millionen Thaler. So mußte es des Königs erste Sorge nach geschlossenem Frieden sein, die geschlagenen Wunden zu heilen. Neben einer umfassenden Sorge für die Landwirtschaft, welcher der Kartoffelbau (1770) gesetzlich aufgezwungen wurde, ging die Hebung des Gewerbes. Zum Nutzen des Handels entstand die königliche Bank (1765) und die sogenannte Seehandlung (1772).

Was die rechte Hand des Staates gab, zog die linke in ziemlichem Umfange wieder ein. Um das Kadettenhaus zu unterstützen, duldete der König das Lotto. Um Geld für das Heer zu gewinnen, nahm der Staat den Alleinverkauf von Salz, Tabak und Kaffee in die Hand. Gerade das letztere Genußmittel war, je länger je mehr, ein Lieblingsgetränk von Arm und Reich geworden. Ueber Wien gelangte der Kaffee schon im siebenzehnten Jahrhundert nach Deutschland, und seine Bedeutung bestand darin, daß er die Trunksucht der Massen verminderte.*)

Besonders verhaßt waren dem preußischen Volke die Lebensmittelsteuern (accise) und ihre Eintreiber, deren Oberste Franzosen gewesen sind, welche je eine fast dreifach höhere Besoldung, wie die sonst für Minister übliche empfingen. Die Zöllner (traitans), ganz gemeine Gesellen, spähten überall umher, etwaige Kaffeebrenner, die die Steuer nicht bezahlt hatten, zu entdecken. „Jeder mußte sich gefallen lassen, daß, wenn es einem insolenten Franzosen gefiel, bei Tage oder Nacht Zoll- oder Accisbeamten in sein Haus eindrangen, Zimmer, Gewölbe, Keller, Kisten und Schränke, wie bei Dieben durchsuchten." Der König blieb taub gegen alle Klagen. „Ich habe in meiner Jugend Biersuppe gegessen," — sagte er einmal. „Das sollten die armen Leute auch thun, dann wird das Geld ferner nicht aus dem Lande gehen." Uebrigens erließen verschiedene kleine deutsche Herren sogar das Verbot an die Bauern und Bürger, Kaffee zu trinken. In Hannover ward der Verordnung durch harte Strafen Nachachtung verschafft. In Preußen wurden Invaliden mit monatlich

*) Die ersten Kaffeehäuser fanden sich in Wien (1683), in Regensburg, Nürnberg, Hamburg (1686/87), in Stuttgart (1712), in Augsburg (1718). — Der Thee kam erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in allgemeinen Gebrauch. Die Schokolade galt für ein Genußmittel, welches sich nur reiche Leute erlauben durften

„6 Thaler Tractament“ und Zusicherung von Spürbelohnungen als „Kaffeeschniffeler“ angestellt. Die Verkäufer von gebranntem Kaffee mußten drei Jahre die Karre bei Festungsbauten schieben! — Als der Herzog Ferdinand von Braunschweig den König auf die bezüglichen Klagen des Volkes mit einigem Freimut aufmerksam machte, fiel er in Ungnade.

Dagegen erwarb sich Friedrich die größten Verdienste um das Rechtswesen. Zwei Jahre vor seinem Tode (1784) erschien das berühmte, unter der Leitung des Großkanzlers von Carmer ausgearbeitete, allgemeine preußische Landrecht. Es beseitigte mit einem Schlage die vielen oft widersinnigen Rechtsgrundsätze einer früheren Zeit und schuf die Möglichkeit für den Richter, menschlich und sachlich richtig zu urteilen.

Welcher Gegensatz bestand nicht zwischen der Ehrenhaftigkeit des preußischen Justizstandes und der verrotteten Verwaltung des Reichskammergerichtes in Wetzlar, welches der Volksmund mit bitterem Hohne als den „Reichsjammer“ bezeichnete. Selbst ein Joseph II. bemühte sich vergeblich, Ordnung in diese Anstalt zu bringen, deren zögernde Entscheidungen gleicherweise durch den Mangel an Arbeitskräften, wie die elendeste Bestechung der urteilenden Stimmen bedingt war.

Das Räuberunwesen dauerte, trotz einiger Polizei, im Reiche ungestört weiter. Der Sonnenwirt, den Schiller als den „Verbrecher aus verlorener Ehre“ unsterblich machte, war noch nicht der schlimmste seines Zeichens. Gräßliche Schandthaten verübten die Banden der „Bockreiter“, des „Krummfinger-Balthasar“, des „bayrischen Hiesel“ u. a. m. Da jeder Fürst, jede Reichsstadt ihr einige Morgen großes Gebiet strenge vom „Ausland“, d. h. dem übrigen Deutschland

sonderten, blieb es der Gaunerschaft ein leichtes, jahrelang sichere Schlupfwinkel zu finden. Die Oeffentlichkeit liebte es sogar, das Treiben von derartigen Verbrechern in dem verklärenden Lichte der Räuberromane zu erschauen, von denen, besonders nach dem Erscheinen von Schillers Jugendwerk, eine gewaltige Anzahl auf den Büchermarkt geworfen wurden.

Es läßt sich überhaupt mit Bestimmtheit nachweisen, daß der Einfluß, den die Dichter, wie Schriftsteller auf die Oeffentlichkeit ausübten, ein ungleich höherer war, als dies heute der Fall ist. Bis auf das rein seelische Empfinden erstreckte sich die Macht. Rousseau's „Heloïse" gab den Anstoß zur gefühlvollsten Naturschwärmerei, Goethe's „Werther" trieb eine Menge wahnsinnig gewordener junger Männer zum Selbstmord.

Die Empfindung für wirkliche Naturschönheiten besaßen weder das Altertum noch auch das Mittelalter. Erst die großen Landschaftsmaler der Niederlande und Italiens im siebenzehnten Jahrhundert liefern den Beweis, daß für diese Art der Ausbildung des menschlichen Geistes eine neue Zeit angebrochen war. Die große Menge verharrte jedoch bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bei der Meinung des viel gelesenen Italienfahrers J. G. Keyssler (1729—1731), der die flache, reizlose, aber wohl angebaute Gegend um Mantua „angenehm", das Gebirge der Alpen meistens „armselig und schrecklich" befand.

Die „Alpen" von Albrecht Haller (1708—1777), welche um 1729 entstanden, können nur höchst bedingt als eine wirkliche Naturschilderung aufgefaßt werden.*) Klopstock be-

*) Anschaulichkeit kann man dem Bilde, das Haller vom Staubbach entwirft, gerade nicht nachrühmen. Er schreibt nämlich:

„Hier zeigt ein steiler Berg die Mauer-gleichen Spitzen,
„Ein Wald-Strohm eilt dadurch, und stürzet Fall auf Fall.

geisterte sich für die Lieblichkeit des Landschaftsbildes am Züricher See (1750), besaß jedoch nach J. J. Bodmers Bemerkung „keine Neugierigkeit, die Alpen von Weitem oder in der Nähe zu betrachten." Das abschätzende Urteil über die Schönheiten der Eisgebirge erhielt sich bis in unser Jahrhundert; Chateaubriand (1769—1858) ist ein leuchtendes Beispiel dafür.

Die Naturbewunderung, welche freilich schnell in süßliche Empfindelei ausartete, entsprang dem Streben, der Entartung und Ueberkunstung des gemeinen Lebens zu entfliehen. Man suchte in den Eiswüsten sogar, wie St. Preux in seiner Einsiedelei am Meillerie, „einen Zufluchtsort in der Wildnis, voll von jenen Schönheiten, die nur gefühlvollen Seelen verständlich, anderen schrecklich erscheinen."

Die Gartenbaukunst erfaßte die Neigung der Oeffentlichkeit. An die Stelle der steifen Taxus- und Buchenalleen des Rokokogeschmackes traten die natürlichen englischen Parkanlagen. Auch die Naturwissenschaften und ihr Studium gewannen infolge der Anlage wissenschaftlich geordneter botanischer Gärten, von denen jener in Göttingen, welchen Haller anlegte, der bedeutendste war.

Zur Verschönerung und Vertiefung des geistigen Lebens, trug ferner der Aufschwung, den die Tonkunst neuerlich nahm, nicht unwesentlich bei. Noch dem Renaissance-Zeit-

„Der dick-beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen:
„Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall:
„Das dünne Wasser teilt des tiefen Falles Eile,
„In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
„Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
„Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
„Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
„Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken gießen."

Diese Schilderung kann schließlich auf jeden größeren Wasserfall passen. Die Eigentümlichkeiten des Staubbaches hebt sie nicht im geringsten hervor.

alter gehörten Händel, Gluck und Sebastian Bach an, die Periode der Aufklärung ließ Haydn, Mozart und Beethoven erstehen.

Für den Kirchengesang wurde seit dem siebenzehnten Jahrhundert viel gethan. Die frommen Gemeinden stellten Kantore (Vorsänger) an, welche außerdem zumeist den Unterricht in den höheren Schulklassen übernahmen. In den katholischen Gotteshäusern hörte man, nach dem Muster Italiens, wundervolle, durch fein gebildete Sängerchöre vorgetragene Gebetsgesänge (Oratorien). Die berühmtesten Gesellschaften von Musikkünstlern, die ihre Kräfte dem Dienste des Höchsten widmeten, bestanden in Wien und Dresden; im protestantischen Berlin erwarb sich der Domchor große Anerkennung.

Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts fanden die Orgeln überall Eingang, selbst in kleineren Tempeln. Des Meisters Silbermann Werke in Straßburg, Freiburg i. B. und Dresden dürfen sich auch den heutigen Orgeln würdig an die Seite stellen. Aus dem kirchlichen Musikinstrumente entstand das Klavier (Clavicord, Claviecymbel, Spinett, Instrument, Flügel, Schweinskopf), welches im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts viereinhalb, um 1770 aber volle sechs Oktaven umfaßte. Für die Hausmusik lieferte besonders das Tyrol vorzügliche Geigen und Violoncells; die Bratsche ward Orchesterinstrument. Durch das ganze Jahrhundert zieht sich die — eine Folge einstiger Schäferspiele — Leidenschaft für das Flötenspiel. Das Blasinstrument fand sich nicht selten mit dem seit der Wertherzeit beliebten Knotenstock (Ziegenhainer) vereinigt, und gefühlvolle Jünglinge entlockten ihm auf ihren Spaziergängen trübsinnige Weisen. Die Jäger, welche ihre eigene Kunstsprache schufen, ihre Waidgerechtigkeit erweiterten, durchzogen den grünen Wald beim schmetternden Klange ge-

waltiger, aus Kupfer getriebener Flügelhörner. Diese fanden auch bei der kriegerischen Musik Eingang, und in der großen Zeit des Freiheitskampfes haben sie viel zur Begeisterung der preußischen Truppen beigetragen. Die eigentliche Feldmusik empfing eine ausgezeichnete Verstärkung durch geübte Holzbläser (Oboë, Fagott). Das Spiel der preußischen Garde fand man bereits in den Tagen Friedrich Wilhelms I. höchst anerkennenswert.

Dagegen wurde in Deutschland-Oesterreich die das innerste Gemüt ergreifende Tonkunst gepflegt. Josef Haydn (1732 bis 1808), der Schöpfer der „Jahreszeiten", der Sänger des wundervollen „Gott erhalte Franz den Kaiser", fand ähnlich, wie Meister Gluck, Ruhm und Geld bei seinen Zeitgenossen. Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791) schenkte Deutschland die nationale Oper. In ihm muß die Welt ihren größten Tondichter verehren. Sein ganzes Leben aber verstrich unter Sorgen und Entbehrungen bei fortwährenden Kämpfen gegen die entmannte und entmannende welsche Musik, deren Weichlichkeit nur einem verdorbenen Geschmack zusagen mag. Haydn erzog für Deutschland den, einem ursprünglich niederländischen Geschlechte entstammenden, Ludwig van Beethoven aus Bonn (1770—1827). Jeder Gebildete kennt seine Werke, seinen Einfluß auf die Weiterentwickelung der Tonkunst. Im „Fidelio" ließ er unter fremder Maske die deutsche Frau das hohe Lied ihrer ehelichen Treue singen. In seinen Symphonien verkündete er die Naturreligion, das erstrebte Ziel der Aufklärung.

Die Erzeugnisse der bildenden Kunst können sich während des ganzen Zeitraumes nicht im entferntesten mit den Leistungen auf musikalischem Gebiete messen.

Im siebenzehnten Jahrhundert hatten die Maler höch-

stens einige annehmbare Porträts geschaffen. Kulturgeschichtlich wichtig wurden die Arbeiten von Mathäus Merian, der auf 2212 Platten „ganz Europa in Kupfer stach“ und eine Reihe von Schülern bildete. In Joachim Sandrart (1606 bis 1688), sonst trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Italien ein akademischer Handwerksmeister, gewann die Kunstgeschichte einen verständnisvollen Bearbeiter. Und gerade hierin erwarben Deutsche den höchsten Ruhm. Ganz abgesehen von den Malergesprächen der Schweizer, von welchem Einflusse waren nicht Lessings und Winckelmanns Schriften für das Verständnis der ewigen Schönheitsgesetze der Antike?

Johann Joachim Winckelmann aus Stendal (1717—1768) schuf die wissenschaftliche Kunstgeschichte („Geschichte der Kunst des Altertums“, 1762). Lessing übertrug in seinem unsterblichen „Laokoon“ (1766) die erkannten Gesetze auf das unmittelbare Leben. Er wies der reinen Kunstkritik die richtige Bahn, welche sie freilich seitdem leider oft genug wieder verlassen hat. Daß Lessing der Malerei etwelchermaßen fremd gegenüberstand, erklärt sich aus dem niedrigen Standpunkt, den diese Kunstthätigkeit gerade damals einnahm.

Im achtzehnten Jahrhundert treten besonders Angelika Kaufmann (1742—1808) und der, ursprünglich aus Dänemark stammende, aber viel für den sächsischen Hof arbeitende, Anton Raphael Mengs (1728—1779) hervor. Mengs wurde von seinen Zeitgenossen an die Seite der großen Meister des Cinquecento gestellt, war aber nicht imstande, sich über die akademischen Regeln zu erheben.

Andererseits gewann die Kulturgeschichte unübertreffliche Schilderungen in den kleinen Kupferstichen und Radierungen des fleißigen Kunstschulleiters Daniel Nikolaus Chodowiecki aus Danzig (1726—1801) in Berlin.

Die Bildnerei stand auf einer höheren Stufe. In Berlin schuf der auch als Baumeister gleich tüchtige Andreas Schlüter aus Hamburg (1664—1714) im Geschmacke der Spätrenaissance das Bronze-Standbild des großen Kurfürsten auf der langen Brücke, die Masken der sterbenden Krieger am Zeughaus und anderes mehr. Georg Raphael Donner aus Eßling bei Wien (1693—1714) befreite die deutsche Bildhauerei vollends aus den Fesseln der Niederländer.

Schlüters Schicksal als Baumeister war traurig, doch nicht ganz unverdient. Für den prachtliebenden ersten Preußenkönig unternahm er den Ausbau des Schlosses, mußte jedoch lange vor Vollendung seiner Arbeiten aus Berlin weichen. Sein Nachfolger ward ein gewisser Eosander von Goethe, der Schlüter aber niemals zu erreichen vermochte. Georg Wenzel von Knobelsdorff (1699—1753), der Baumeister Friedrichs des Großen, schuf das alte (1843 abgebrannte, Opernhaus, die kommodenartige Bibliothek und entwarf die Pläne für das berühmte Sanssouci. In Dresden vertrat den Barockstil Mathias Daniel Pröppelmann (1662 bis 1736), in Wien war Fischer von Erlach, der Schützling des Prinzen Eugen, der Schöpfer großer Bauten, so des Stadtpalastes des edlen Ritters (Finanzministerium), eines wunderbar reich ausgestatteten Gebäudes, der Karlskirche usw. Auch zeichnete er die Pläne des Belvedere und des Liechtensteinschen Sommerpalastes, welcher heute die Gemäldesammlung birgt.

Die Bauthätigkeit fand natürlich auch in diesem Zeitraum viel Unterstützung bei den Fürsten, die für „Solituden“ und „Eremitagen“ von gewaltiger Ausdehnung schwärmten, wobei aber mehr die Prunksucht als der edle Geschmack zum Ausdruck gelangte.

Die Völker freilich nahmen die zwingherrlichen Thaten nicht mehr mit der Ergebung hin, welche sie im Beginne des Jahrhunderts gezeigt. Auf die grimmigen Strophen der „Fürstengruft“ des unglücklichen Schubart folgte die republikanische Weltbrüderlichkeit der für den nordamerikanischen Freiheitskampf Begeisterten. Noch zu Lebzeiten Friedrichs wagte die „Berliner Monatsschrift“ (1783) eine Ode, deren Schluß verkündete:

„Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
„Einst glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
„Du, Edle, frei wirst, deine Fürsten
„Scheuchst und ein glücklicher Volksstaat grünet.“

Leopold, Graf zu Stolberg (1750—1819), der spätere Finsterling, forderte in seiner Göttinger Zeit mit lächerlichem Getöse „Tyrannenblut“, Gottfried August Bürger (1748 bis 1794) sang vom „Mannestrotz“, der wackere, verständige Joh. Heinrich Voß (1751—1826), welcher dem deutschen Volke die hellenischen Schönheiten vermittelte, schrieb das Epigramm von „Stand und Würde“.*)

Andererseits mußte sich die vornehme Welt daran gewöhnen, daß Bürgerliche zu den höchsten Staatsämtern aufstiegen, nachdem Goethe der Vertraute und Minister des Herzogs von Weimar geworden, und in Preußen viele niedrig geborene Räte in angesehenen Stellen amteten.

Schon vor der Revolution in Frankreich war es den Aufgeklärten aller Stände ein gemeinsamer Gedanke, daß die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben werden müsse. Nur

*) Der adlige Rat. „Mein Vater war ein Reichsbaron,
„Und Ihrer war, ich meine .....
Der bürgerliche Rat. „So niedrig, daß, mein Herr Baron,
„Ich glaube, wären Sie sein Sohn,
„Sie hüteten die Schweine.

die Schreckensherrschaft der großen Bewegung in Frankreich, die Raubsucht der „Ohnehosen", die Erbärmlichkeit ihrer direktorialen Regierung verhinderten es, daß die freiheitliche Bewegung im Reiche weitere Wellen schlug, daß sie schließlich am Rheine stockte.

Die josephinische Aufklärung hätte ihr sicher nicht entgegengewirkt; denn, aus politischen Bestrebungen begonnen, blieb sie auf halbem Wege stehen und zwar gerade auf dem Punkte, von welchem aus der Rückschlag um so heftiger eintreten mußte. Die nämliche Regierung, welche die allgemeine Duldung der Glaubensbekenntnisse verkündete (Toleranzedikt vom 23. Oktober 1781), traf Gegenmaßregeln, als der Protestantismus wieder aufzuleben schien. Derselbe Herrscher, welcher die Bischöfe zu Staatsdienern machen wollte, hielt den Juden wie den unschuldigen christlichen Sekten die bürgerlichen Rechte vor. Den einzigen thatsächlichen Erfolg erzielte der „Josefinismus" in der Aufhebung von 783 Klöstern, die, längst dem Verfalle nahe, bald von selbst zusammengebrochen wären.

Die freie Forschung fand in Oesterreich keine Stätte, sondern allein in den Landen des großen Hohenzollern, der offen verkündete, daß „in seinen Staaten jeder nach seiner Façon selig werden könne". In der That finden sich auch alle eigenartigen und tiefen Denker der Aufklärung in Preußen oder in dessen verbündeten Staaten vereinigt: Neben Moses Mendelssohn, der einen philosophischen, unanfechtbaren Beweis vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele zu geben versuchte, ein Gotthold Ephraim Lessing als Erzieher des Menschengeschlechtes; neben Georg Sulzer (1720 bis 1779), dem Theoretiker der schönen Künste, Dietrich Tiedemann (1748—1830), der Schöpfer der Seelenkunde.

Und dieſe alle überragend, der Mann des „kategoriſchen Imperativs“, Immanuel Kant (1724—1804), der königsberger Sattlerſohn. Nicht eigentlich der Schöpfer eines neuen philoſophiſchen Syſtems iſt er geweſen, ſondern der Bahnbrecher der reinen Kritik, der Vernichter alles aufgeblaſenen Glaubens, der Stifter einer philoſophiſchen Religion. Sein höchſter Wert lag in der ſtrengen Rechtlichkeit ſeines Charakters, von der er in einem Schreiben an Mendelsſohn berichtet: „Der Verluſt der Selbſtbilligung, die aus dem Bewußtſein einer unverſtellten Geſinnung entſpringt, würde gewiß das größte Uebel ſein, was mir begegnen könnte, aber gewiß niemals begegnen wird. Zwar denke ich vieles mit der allerklarſten Ueberzeugung, was ich niemals den Mut haben werde zu ſagen; niemals aber werde ich etwas ſagen, was ich nicht denke.“

Dieſer ſelbſt bekannte Mangel an Mut, die letzten Folgerungen der gewonnenen Ueberzeugung auszuſprechen, iſt der rote Faden, welcher ſich durch das geſamte Werk der Aufklärung hinzieht. Man mag ihn ſogar bei Goethe entdecken! Aehnlich wie im Zeitalter des Humanismus bildeten die bis zur wirklichen Aufklärung Vorgedrungenen eine kleine Gemeinde, welche es verſuchte, ihre Schätze für ſich zu bewahren. Nur Leſſing macht davon eine Ausnahme; er ſprach zu ſeinem Volke offen und ehrlich, als ein wahrer Deutſcher. Schiller folgte ſeinen Spuren und hätte ihn vielleicht übertroffen, wenn nicht der Tod ihn ſo frühe abberufen von der Arbeit. Das unterſcheidet auch den Humanismus von der Aufklärung. Ein Ulrich von Hutten mochte nur wenige für ſeine Anſichten gewinnen; denn ihm fehlte die Sprache des Volkes. Ein Leſſing, ein Schiller wurden von jedermann verſtanden. Nicht der Humanismus verſetzte den Anſichten des Mittelalters den Todesſtoß, ſondern die Aufklärung.

VII.

Unsere Zeit.

Schriften: H. v. Treitschke; Deutsche Gesch. i. XIX. Jahrhdt. Lebensbeschreibungen und Lebenserinnerung d. verschdnstn. deutsch. Männer. R. L. Prutz; Die Dtsch. Litteratur der Gegenwart.

Vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet, beginnt das neunzehnte Jahrhundert für das deutsche Volk mit dem Auftreten bestimmter Gedanken über die bürgerliche Freiheit. Die Ereignisse der Pariser Juli-Revolution haben dabei in einiger Hinsicht bestimmend mitgewirkt. Nicht, daß sie geradezu in die staatliche und kulturelle Ordnung des losen Staatenbundes, genannt Deutschland, eingegriffen hätten; unleugbar sind es jedoch die neu auftauchenden Ideen gewesen, welche jene Fortschritte bedingten, die gerade vierzig Jahre später das geeinigte Reich zur angesehensten Macht ausgestalten sollten.

Am 8. Juni 1815 waren die selbstherrlichen Fürsten und freien Städte Deutschlands zu einem beständigen Bunde vereinigt worden. Die Abgesandten der Mächte sollten als der Deutsche Bundestag zu Frankfurt a. M. beraten und unter dem Vorsitz Oesterreichs ihre Beschlüsse fassen. Betrafen diese grundlegende Bestimmungen des Bundes oder Glaubensfragen, so konnte ein giltiger Entscheid nur mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden. Der Bundesvertrag bestimmte im dreizehnten Absatz, daß in allen Bundesstaaten eine landständische Verfassung stattfinden — und im achtzehnten, daß gleichförmige Bestimmungen über die Preßfreiheit geschaffen werden sollten.

Das waren Versprechungen, deren Erfüllung teilweise lange auf sich warten ließ. Dagegen wurde den Deutschen wenigstens von vorne herein die Freizügigkeit innerhalb des Bundesgebietes und die bürgerliche Gleichstellung der drei christlichen Glaubensparteien gewährt. Schlimmer, besonders im Hinblick auf die bäuerliche Bevölkerung, lautete der vierzehnte Absatz. Er übertrug nämlich den früher reichsunmittelbaren Fürsten, Grafen und Herren die niedere landesherrliche Gewalt auf ihren Besitzungen.

Der Bundestag gefiel sich in der Folge in endlosen Beratungen, während das deutsche Volk Beschlüsse von ihm erwartete. Als sich die Versammlung im Juli 1817 nach vierundvierzig ergebnislosen Sitzungen vertagte, machte sich in weiteren Kreisen die Unzufriedenheit über solch schleppende Geschäftsführung geltend. Für die in den Kriegen gebrachten Opfer hatte man Freiheiten erwartet. Nun, da man eine gewisse Täuschung erfuhr, dachten jugendlich unbesonnene Köpfe, nach ihrer Art handelnd aufzutreten. Die bei dem Wartburgfest vorgefallenen, wirklich dummen aber unschuldigen Ereignisse, erregten die Behörden. Die Ermordung des russischen Staatsrates A. v. Kotzebue in Mannheim, in dem die vaterlandsliebende Burschenschaft einen ausländischen Spion erkannte, gab willkommenen Anlaß zu strengem Einschreiten.

Die ersten Schläge galten der deutschen Burschenschaft. Sie hatte einst die Roheit der studentischen Landsmannschaften gebändigt und sich durch Turnen, Singen, Reden und im brüderlichen Verkehr zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft vorbereitet. Jetzt, da dieses Ziel erreicht worden, schwärmten die Jünglinge für ein einiges, freies Deutschland. Der deutschen Eigenart entsprechend, schieden sie sich aber in

verschiedene, merklich von einander abweichende Ansichten. Jedenfalls waren aber unter ihnen die Umstürzler am schwächsten vertreten, und in der wahnwitzigen That, die Ludwig Sand in Mannheim begangen, hatten nur sehr wenige ein gutes Werk gesehen.

Die seit 1819 durch die Karlsbader Beschlüsse eingeleiteten Verfolgungen der zu Mainz amtenden „Zentral-Untersuchungs-Kommission" betrafen alle irgendwie der vaterländisch-freisinnigen Meinung verdächtigen Personen. Eine große Anzahl „Demagogen", d. h. Burschenschafter bevölkerten die Kerker und die Festungs-Kasematten. Viele Hochschullehrer wurden ihrer Stellen entsetzt und brodlos gemacht. In weiteren Kreisen der Bevölkerung empfand man diese Maßregeln mit bitterem Ingrimm. Doch fühlte sich das Volk zu sehr mit seinen bürgerlichen Sorgen und Geschäften beladen, als daß es auch nur die geringste Auflehnung versucht hätte.

In den kleineren deutschen Staaten ward zwar der Wunsch erfüllt, welcher auf den Erlaß eines Grundgesetzes abzielte. In Baden und Sachsen-Weimar besonders zeichneten sich die Verfassungen durch freisinnige Bestimmungen aus; Baden galt hauptsächlich als die hohe Schule der Landtags-Redekunst. Preußen und Oesterreich dagegen, die führenden Mächte des Bundes, widersetzten sich mit allen Mitteln der Einführung von Volksvertretungen. Es gelang ihnen auch fernerhin, noch nach der Juli-Revolution, alle auf eine Verfassung abzielenden Wünsche ungehört verhallen zu lassen.

Es wäre aber falsch, wollte man die Juli-Revolution, den Einfluß, welchen Frankreich auf Deutschland ausübte, irgend wie zu hoch anschlagen. Die Nachricht vom Sturze Karls X. (1825—1830) — die „in Zeitungspapier ein-

gewickelten Sonnenstrahlen" nach dem Heineschen nicht allzu glücklich gewählten Ausdruck — rief jenseits des Rheines mehr Erstaunen als Teilnahme hervor. Wohl waren in den Tagen der Fremdherrschaft französische Sitten und Lebensanschauungen in weitere und bis dahin von ihnen unberührte Kreise des deutschen Volkes eingedrungen. Aber tiefe Wurzeln vermochten sie nicht zu schlagen! — Noch bis 1848, ja fast bis zum Schicksalsjahre 1866 blieben freilich einzelne Politiker unter dem Banne unklarer, von französischen Verhältnissen abgeleiteter Gedanken. Das deutsche Volk in seiner übergroßen Mehrheit wollte nichts davon wissen. Eine zeitlang schien es sogar, als suche man, die wirklichen Errungenschaften der Staatsumwälzungen an der Wende unseres Jahrhunderts zu verneinen. Der Grund hierfür ist in der falschen Betrachtung der sozialen Fragen zu suchen, die, zwar längst vorhanden, Deutschland erst seit dem Ausgange der Befreiungskriege machtvoll bestürmten.

Der Landbau, stetsfort die wichtigste Thätigkeit der Germanen, ging unleugbar im allgemeinen zurück. Man schrieb diese Erscheinung der Aufhebung der Leibeigenschaft zu, welche den Robot-Mann von der Scholle löste, ihn in die Städte wandern ließ, um dort das Proletariat zu vermehren. Das Zeitalter der Maschinen sah die bis dahin verhältnismäßig kleinen Städte mit ungesunder Schnelligkeit zu Riesen in ihrer Bevölkerungszahl anwachsen. Die Folgen machten sich in der Anhäufung elendester Armut geltend, welche immer mehr wuchs, als die Technik jede menschliche Arbeit in den einzelnen Gewerben auf das geringste Maß herabsetzte. Die Verkehrsmittel erfuhren die großartigste Ausbildung; mit ihnen erschienen die verschiedenen Freiheiten, welche die einstigen, engbegrenzten Zunftgenossenschaften und die wirkliche Seß-

haftigkeit der Bevölkerung vollständig aufhoben. Das ehrsame Handwerk verlor den goldenen Boden und verlag dem Großgewerbe. Dieses schuf, scheinbar willkürlich, in Wahrheit nach den von volkswirtschaftlichen Verhältnissen aufgezwungenen Gesetzen, neue Mittelpunkte für das Handelsleben und vernichtete teilweise die alten. Der kaufmännische Verkehr, welcher bis dahin in jenen ruhigen Bahnen lief, welche uns Gustav Freytag in klassischer Form durch seinen Roman „Soll und Haben" schilderte, vollzog ebenfalls eine Wandlung. Der Warenaustausch, die Kreditverhältnisse erfuhren eine gründliche Aenderung, welche nicht selten sehr zu ihren Ungunsten gegen die einst strenge innegehaltenen Formen abstachen.

Alle diese Umwälzungen kamen plötzlich! Naturgemäß mußten sie die größte Reibung mit sich führen, Einflüsse und Gedanken zeugen, von denen das gesamte Kulturleben für lange Zeit beeinflußt werden wird.

Schwer bleibt es, mit aller Schärfe zu entscheiden, in welcher Wechselwirkung die französische Revolution und das seit den Tagen Friedrichs des Großen deutlicher hervortretende Streben nach Aufklärung zu einander stehen. Jedenfalls ist der Zeitabschnitt, währenddessen Napoleon nach der Weltherrschaft strebte, für Deutschlands Kultur von der unheilvollsten Bedeutung gewesen. Das Reich hatte alle Kriegsstürme auszuhalten, und wenn diese auch, hier wie dort, gleich einem reinigenden Gewitter wirkten, die elende Lage, welche sie zeitigten, läßt sich höchstens mit den Zuständen während und nach dem dreißigjährigen Kriege vergleichen. Noch bis in die vierziger Jahre ward Leben und Eigentum der Bürger durch Räuberbanden bedroht, welche sich, wie damals, meist aus entlassenen und fahnenflüchtigen Soldaten ergänzten.

Viele freisinnige Männer glaubten dem freiheitsfeindlichen

Preußen nur durch den engsten Anschluß an das bürgerkönigliche Frankreich entgegentreten zu können. Ueber der thatsächlich bestehenden Geistesknechtung, deren Lügengewebe der allmächtige Metternich spann, dem zu dienen das damalige Preußen leider nur allzu bereit war, verkannte die Mehrheit des Volkes die Ursachen seines Elends. Dieses beruhte jedoch vorzüglich auf dem wirtschaftlich mehr noch als politisch losem Zusammenhang der Kleinstaaten.

Nur durch den Kampf der Geister sind wirkliche Fortschritte zu erzielen möglich. Die Aufklärung hatte den dumpfen Druck gehoben, der auf allen Wissenschaften ruhte. Man lernte im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts klar denken und im Beginne des neunzehnten bereits die gewonnenen Ergebnisse verwerten. Die napoleonischen Kriege freilich konnten großen Umwälzungen in den Grundlagen der Kultur nicht günstig sein. Erst der gesicherte Frieden mochte die Knospen an dem neuen Baume der Erkenntnis sprengen, die Früchte zeitigen. Ihres Genusses durfte Deutschland nur dann teilhaftig werden, wenn es sich wirtschaftlich vom Auslande befreite.

Das Königreich der Hohenzollern, welches bei der Abschüttelung des französischen Joches die schwersten Aufgaben gelöst hatte, war auf dem Wiener Kongresse der diplomatischen Verschwörung unterlegen. Sollte das durch Hannover und Kurhessen in zwei ungleiche Hälften zerspaltene Preußen mit seinen überlangen Zollgrenzen die notwendigen Geldmittel aufbringen zur Erhaltung seiner Stellung als Großmacht, so bedurfte es der merkantilen Wechselwirkung mit den Nachbarn. Und auch diese waren abhängig von dem aufblühenden Gewerbestaate, wollten sie nicht zu willenlosen Knechten des Auslandes werden.

Unter solchen Gesichtspunkten entstand, ein Werk der preußischen Minister Klewitz und Motz, des General-Steuerdirektors Maaßen und des Geheimrates Eichhorn, der segensreiche deutsche Zollverein. Aus sehr bescheidenen Anfängen (1818) hervorgegangen, lange Zeit hindurch eine echt deutsche Geduldarbeit der erwähnten Männer gegen die widerstrebenden Interessen der kleinen Mächte, erreichte dieser „größte praktische Erfolg der Idee der deutschen Einheit" 1834 seinen vorläufigen Abschluß. „Auf allen Landstraßen — sagt Treitschke — Mitteldeutschlands harrten die Frachtwagen hoch beladen in langen Zügen vor den Mauthäusern, umringt von fröhlich lärmenden Volkshaufen. Mit dem letzten Glockenschlage des alten Jahres hoben sich die Schlagbäume; die Rosse zogen an, unter Jubelruf und Peitschenknall ging es vorwärts durch das befreite Land."

Hand in Hand mit dem Ausbau des Zollvereins, der von 1851 ab das ganze damalige Deutschland, mit Ausnahme Oesterreichs und der Hansestädte umfaßte, ging der Aufschwung der Eisenbahnen. Bereits 1828 hatte man in Preußen an einen Schienenweg in den westlichen Provinzen gedacht. Im nämlichen Jahre eröffnete Gerster die mit Pferden betriebene, für Salzfuhren dienende Linie von Budweis nach Linz. König Ludwig I. von Baiern, der auch den Wasserstraßen (Ludwigskanal) die größte Aufmerksamkeit schenkte, griff den im übrigen Deutschland noch lange nicht klar erfaßten Gedanken wieder auf. Mit herzlicher Anerkennung begrüßte er „Deutschlands erste Eisenbahn mit Dampfwagen", trotz eines lächerlichen Einspruches des bairischen Ober-Medizinalkollegiums, das behauptete, der Dampfbetrieb werde schwere Gehirnerkrankungen der Reisenden und selbst der Zuschauer im Gefolge haben. Am 7. Dezember 1835 durch-

lief der erste Bahnzug unter Kanonendonner die mit einem Kapital von 175000 Gulden s. W. erbaute, fast 8 Kilometer lange Strecke Nürnberg-Fürth in einer Viertelstunde. Die neue Zeit im Weltverkehr war damit auch für Deutschland angebrochen.

Den größten Einfluß auf die erste Ausgestaltung des deutschen Eisenbahnnetzes hat Friedrich List gehabt. Seine Schriften gewannen in Leipzig eine kleine Schar unternehmungslustiger Männer, die 1837 im April so weit gelangte, die erste Teilstrecke der Linie Leipzig-Dresden, zu eröffnen. Zwei Jahre später wurde die ganze Bahn befahren; für sie war bei Oberau auch der erste, viel bewunderte Tunnel Deutschlands gebohrt worden. Schon in den ersten Monaten beförderte sie 400000 Personen und 3 bis 4 Millionen Meilenzentner. In Preußen widersetzte sich aber vornehmlich der auf seine Neuordnung des Reisendenverkehrs so stolze General-Postmeister Nagler dem Eindringen der „Eisenbahnseuche". — Erst nach langen Verhandlungen entstand am 3. November 1838 das mustergiltige preußische Eisenbahngesetz, nachdem wenige Monate zuvor die Strecken Düsseldorf-Erkrath und Berlin-Potsdam, eröffnet worden waren.

Wiederum erwies es sich, daß ein Aufschwung unabweislich den anderen nach sich zieht. Hatte Preußen 1826 nur 3 Millionen Kilogramm Stahl, an Gußstahl 1832 kaum 50 Doppelzentner erzeugt, so stiegen diese geringen Zahlen nach Einführung der Eisenbahnen in kurzer Frist zu erstaunlicher Höhe an. Maschinenfabriken besaß Deutschland vor 1840 nur sehr wenige; denn ward auch bereits 1785 auf den hettstedter Kupferbergwerken der Grafschaft Mannsfeld die erste, von Deutschen erbaute Dampfmaschine in Betrieb gesetzt, so arbeiteten in Preußen 1837 zusammen doch nur 419 Dampfmaschinen mit 7355 Pferde-

kräften. Dazu ruhte die Kohlenförderung im rheinisch-westfälischen Gebiete zum größten Teile, im Ruhrbecken fast vollständig. Die Frachtkosten lasteten zu sehr auf den Steinkohlen, als daß diese ein allgemein gebrauchter Feuerungsstoff hätten werden können.

Bei der damaligen Ansicht, daß England auf gewerblichem Gebiete überhaupt unerreichbar sei, war es selbstverständlich, daß die ersten Lokomotiven und lange nachher noch die Schienen aus dem Inselreiche bezogen wurden. Zwar hatten geschickte Mechaniker 1839 in Dresden einen Dampfwagen erbaut, aber es blieb dort bei diesem Versuche. Nun gründete jedoch der Schlesier Wilhelm Borsig, bis dahin einer der Leiter der Egells'schen Eisengießerei, zu Berlin eine Anstalt für Lokomotivbau. Aus sehr bescheidenen Anfängen entsprossen, beschäftigte das Unternehmen bald über tausend Arbeiter und 1868 verließ die tausendste Lokomotive die Werkstätten vor dem Oranienburger Thor. Auch Krupp in Essen, der mit ein paar Gesellen die väterliche Schlosserei übernahm, legte in den zwei Jahrzehnten, von 1835—1855 etwa, den Grund zu dem Weltrufe seiner Firma. Bereits auf der Londoner Weltausstellung mußten die Briten anerkennen, daß die Güte des Krupp'schen Gußstahls von ihnen nicht erreicht werde. Dann begann die Periode, da dieses Erzeugnis Anwendung fand in der Waffenindustrie, bei den zuerst von Preußen eingeführten Hinterladungsgeschützen und Gewehren. Und von diesen letzteren entstammte die erste kriegsbrauchbare Konstruktion der Werkstatt eines deutschen Fabrikanten, Niklaus Dreyse. Sein Zündnadel (1839/41) sicherte Preußen die Ueberlegenheit auf den böhmischen Schlachtfeldern, deren es bedurfte, um das große Werk der Einigung Deutschlands durchzusetzen.

Im Verlaufe der Kriege mit Frankreich war man in Deutschland auf die 1795 von den Gebrüdern Chappe erstellten optischen Telegraphen (Semaphor) aufmerksam geworden; Preußen vornehmlich bildete diese Einrichtung nach 1815 aus. Hatte noch der Befehl Napoleons, Andreas Hofer zu erschießen, von Paris nach Mailand volle vierundzwanzig Stunden gebraucht (1810), so bedurfte jetzt (1830) eine Anfrage von Berlin nach Koblenz kaum zwei Stunden Zeit, eine Depesche von Berlin nach Petersburg, unter streckenweiser Uebermittelung durch Kuriere, nur fünfzig Stunden. Dem allgemeinen Verkehre aber diente diese schnelle Nachrichtenvermittelung, welche übrigens zum guten Teile vom Wetter abhängig blieb, keineswegs.

Professor Sömmering in München hatte bereits 1809 die Möglichkeit erwiesen, den elektrischen Strom für die Zeichengebung auf weitere Entfernung zu benutzen. Obgleich sich König Ludwig I. für die Entdeckung interessierte, blieben die Versuche doch ohne praktischen Erfolg, da Sömmering für sein Telegraphen-System fast vierzig Drähte bedurfte. Da gelang es 1833 dem Physiker Wilhelm Weber in Göttingen, in Gemeinschaft mit dem größten Mathematiker aller Zeiten, Gauß, einen elektromagnetischen Apparat zu erstellen, der das Telegraphieren durch einen, fast einen Kilometer langen Draht von der Sternwarte zum physikalischen Laboratorium gestattete. Zunächst fand die glänzende Erfindung so gut wie gar keine Anerkennung in ihrem eigenen Vaterlande; noch 1836 wollte die Leipzig-Dresdener Eisenbahngesellschaft die von Weber für eine bis Wurzen reichende Telegraphenlinie notwendig erachtete Summe von 6000 Mark nicht „auf's Ungewisse“ hin wagen. Vier Jahre später gelangten die ersten Zeigerapparate des englischen Physikers Wheatstone nach Deutschland. Mit den Verbesser-

ungen von Dreſcher, wie Siemens und Halske, fanden ſie nun einen ſchnellen Eingang.

Steinheil in München äußerte zuerſt den Gedanken, an dem nach rechts oder links ausweichenden Elektromagneten einen Papierſtreifen vorüberzuführen, welchem ein mit dem Magneten verbundener Stift Zeichen aufdrücken könnte. Der Nordamerikaner Morſe geſtaltete dieſe Idee in die praktiſche Erfindung des Drucktelegraphen um, der ſeit Mitte der fünfziger Jahre an die Stelle des ſchwerfälligen Zeigerapparates getreten iſt. Steinheil bleibt es ebenfalls zu danken, daß er 1838, als er Eiſenbahnſchienen zur Leitung benutzte, bemerkte, wie einer der bisher gebräuchlichen Drähte zwiſchen zwei Telegraphenſtationen völlig entbehrlich werde, da die Rückleitung des Stromes durch den Erdboden erfolge.

Von der größten Bedeutung für die Ausgeſtaltung des geſamten Telegraphenweſens war es, daß ſich der junge preußiſche Artillerieoffizier Werner Siemens mit dem Bau und der Einrichtung von Linien beſchäftigte. Mit glücklicher Hand überwand er alle, der Neuerung entgegentretenden Schwierigkeiten. Die Firma, welche er (1850) zu Berlin mit dem geſchickten Mechaniker Halske begründete, entwickelte ſich raſch zu einem Welthauſe, dem die Menſchheit auch die erſte praktiſche elektriſche Kraftmaſchine und (1879) die erſte elektriſche Eiſenbahn verdankte.

Wenngleich die Telegraphie geſtattet, Mitteilungen jeder Art raſch zu übertragen, ſo geſchieht dies doch nur auf mittelbarem Wege, durch Umſetzen in Zeichen und Worte. Die letzte Beſchränkung fiel dahin, als es Philipp Reis (1860) gelang, das Telephon zu erfinden, auf dem er Worte und Töne in die Ferne zu ſenden vermochte. Zwar fand auch ſeine Entdeckung zunächſt keine Verwendung und

kam erst fast zwei Jahrzehnte später in Deutschland auf dem Umwege über Nordamerika in allgemeine Aufnahme.

Wichtiger noch für den großen Verkehr wurde die Neuordnung des Postwesens, soweit die brieflichen Mitteilungen in Betracht fielen. In Preußen war es Nagler, der Schöpfer der zu ihrer Zeit als ein ungeheurer Fortschritt angestaunten „Schnellposten", der ein für jene Tage mustergiltiges Postwesen schuf. Aber seine besten Kräfte verzehrten sich in dem unaufhörlichen Kampfe wider die verrotteten Zustände der Thurn und Taxis-Reichspost, welche einen mächtigen Beschützer im deutschen Bundestage fand. Auch die Briefmarken, die Herabsetzung des Briefportos und andere, durch den wachsenden Verkehr notwendig werdenden Verbesserungen gelangten nach und nach in allen deutschen Staaten zur Einführung. Aber erst das durch den Staatssekretär Dr. Stephan organisierte Postwesen des Norddeutschen Bundes und sein billiges „Groschenporto" konnte den Anspruch darauf erheben, ein wirklich nationales Werk genannt zu werden. Aus Oesterreich übernahm man bald das System der Korrespondenzkarten, und der Geldverkehr ward in einer für die Oeffentlichkeit bequemen Form geordnet. Endlich (1875) durfte der große Schritt gewagt werden, die Gründung des Weltpostvereins einzuleiten, der sich schnell als eine Kulturthat ersten Ranges erwies.

Das behaglich empfindsame achtzehnte Jahrhundert hatte den brieflichen Austausch der Meinungen und Nachrichten geliebt. Die neue Zeit überträgt dem Briefverkehr zumeist kurze Nachrichten, welche, auch wenn sie den innigsten Ausdruck der Zuneigung tragen, doch immer die geschäftliche Hast des modernen Lebens verraten. An die Stelle der einstigen „Korrespondenten" sind die Zeitungen getreten, welche

seit dem Beginne unseres Jahrhunderts mehr und mehr im Vordergrunde der Oeffentlichkeit erscheinen. Eisenbahn wie Telegraph hoben auch in Deutschland die Leistungsfähigkeit und damit die Macht und den Umfang der Presse in einem vorher nie geahnten Maße. Neben dem gewaltig ansteigenden Lesebedürfnis des Volkes kam dem Zeitungswesen sehr zu statten, daß nach 1848 doch fast überall die hemmende Zensur verschwand, und die Preßgesetze sich freisinniger ausgestalteten. Die Schnelligkeit der Drucklegung gewann, als König in Nürnberg bereits im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die Walzenpresse erstellte, welche seit 1840 etwa in allen größeren Orten mit Dampf betrieben, wiederum vierzig Jahre später von den gewaltigen Rotationsmaschinen amerikanischen Systems abgelöst wurde. Während vor 1830 kaum hundert Zeitungen und Zeitschriften in Deutschland bestanden, von denen höchstens ein Dutzend täglich erschienen, die wenige tausend Exemplare abzogen, zählt die Postzeitungsliste für 1896 nicht weniger als 1884 Verlagsorte mit 7187 einzelnen Organen auf.*) Damit Hand in Hand geht die Ausdehnung des deutschen Buchhandels, der freilich gezwungen worden ist, zum Teil ganz neue Bahnen einzuschlagen. Zu seinem alten Mittelpunkt Leipzig sind die neuen Zentren hinzugetreten, unter denen Stuttgart und Berlin größere Bedeutung gewonnen haben.

Die intellektuelle Bildung des deutschen Volkes unterlag in diesem Jahrhundert größeren Wandlungen, als je zuvor. Aus jenen Kreisen geistig hoch bedeutender Personen, welche einst die Anfänge der französischen Revolution froh begrüßt

*) In den Jahren 1881 bis 1896 hat sich die Zahl der Verlagsorte im deutschen Reiche um 389, die der Zeitungen um 2570 vermehrt. Während 1881 in Berlin 389 Zeitungen erschienen, kamen 1896 dort deren 808 heraus.

hatten, wuchs aus Abscheu vor den Greuelthaten der Schreckenszeit eine Reaktion heraus, welche unbedenklich alle Errungenschaften der Aufklärung verwarf. Die Fremdherrschaft beförderte die Ideen von einem göttlichen Strafgerichte, welches über die entartete Nation hereingebrochen sei, und bestärkte zugleich die bis dahin nur unklar sich äußernde Richtung, sich aus der abstoßend rauhen Wirklichkeit in eine nie bestandene schöne Vergangenheit hineinzuträumen. Das waren die Romantiker, deren Lebensweisheit sich zum guten Teile aufbaute auf den Lehren Fichtes (1762—1813), die Romantiker, welche in gewissem Sinne noch heute leben und nun auf den Kanon der Uebermenschlichkeit schwören.

Mit der Romantik nahe verwandt erscheint der religiöse Mystizismus, dem man stets begegnet, wenn das öffentliche und dementsprechend auch das geistige Leben eines Volkes unter dem Banne schaler Alltäglichkeit steht. Es konnte nicht fehlen, daß mit dem Beginne des neuen Zeitalters, dem unaufhaltsamen Fortschreiten der Erfahrungswissenschaften, die bisherigen Bahnen der Philosophie verlassen werden mußten. Hegels (1770—1831) Lehre vom reinen Begriff, Jahre hindurch gleichsam der Grundstein aller in Preußen erlaubten Wissenschaft, vermochte auf die Länge nicht mehr zu befriedigen. Abtrünnige Schüler des Meisters, der durch unklare Formeln die Halbheit seines Systems verschleierte, zertrümmerten den künstlichen Bau. Ludwig Feuerbach, einer der vornehmsten Mitarbeiter der von Arnold Ruge herausgegebenen Hallischen Jahrbücher, erklärte die Gottesidee, das Christentum überhaupt für unmöglich vereinbar mit jeder wahren Philosophie.

Die Theologie, deren einstige Aufklärungsversuche in kläglichen Dogmaglauben zurückgefallen waren, be-

faß gegen die Waffen, welche Feuerbach und vor ihm bereits David Strauß in seinem Leben Jesu geschmiedet hatten, lediglich die Mittelchen, deren sich einst die sterbende Scholastik gegen den Humanismus bediente. Harte Verfolgungen, hervorgerufen durch gehässige Angebereien, trafen die mutigen Streiter. Das Volk aber, obwohl es in seinen weiteren Kreisen natürlich keineswegs das Verständnis besaß, den Ausführungen von hüben und drüben zu folgen, ehrte in diesen Männern die Märtyrer des freien Gedankens.

Die Blütezeit der Naturwissenschaften begann. Von den Hypothesen der Naturphilosophie gelangte man durch genaue Forschung und Versuche zu unanfechtbaren Sätzen. Die Chemie zog den unmittelbarsten Vorteil aus dieser Wandlung. Sie ward kaum als eine wirkliche Wissenschaft angesehen, als Justus Liebig (1803—1873) in Gießen (1826) sein Laboratorium eröffnete, und Wöhler einige Jahre später in Göttingen den alten Irrtum von der tierischen Lebenskraft dadurch widerlegte, daß er den Harnstoff (1828) künstlich erzeugte. Zu den Schülern und Mitarbeitern der beiden großen Chemiker sind zumeist die Männer zu rechnen, welche die chemische Industrie in Deutschland wissenschaftlich und praktisch begründeten, der nationalen Arbeit derart ein Feld schafften, auf dem sie in wenigen Jahrzehnten unerreichte Erfolge erzielte.

Chemie und Physik traten ihre Lehren in nutzbarer Form an die Medizin ab, die fleißig mit dem Mikroskope arbeitend, durch den jungen Pathologen Virchow die Lehre fand, daß alles Leben seinen Ausgangspunkt in Zellen habe. Johannes Müller (1802—1854), der große Berliner Physiologe, warf der Naturphilosophie den Fehdehandschuh hin und zeigte seinen Schülern an der Hand scharfsinnig durchgeführter

Versuche den Zusammenhang zwischen Physiologie und vergleichender Anatomie. Die Zergliederungskunst selbst, obgleich noch lange voll Hohn und Spott über die von den Histologen gelieferten feinen Arbeiten, näherte ihre theoretischen Lehren mehr und mehr den praktischen Forderungen der Chirurgie. Auf die Verwendung der Arzneimittel endlich blieb das radikale Einschreiten der Homöopathen nicht ohne günstigen Einfluß. Man säuberte die Apotheken von all den Nichtigkeiten, welche der Aberglaube früherer Jahrhunderte in ihnen aufgehäuft hatte. Davon blieb der Stand der Pharmazeuten freilich unberührt; er steht noch heute unter den zünftigen Anschauungen einer längst vergangenen Zeit.

Vielfach ist gegen die Naturwissenschaft die Anklage erhoben worden, sie sei die geistige Nährmutter des in unserer Zeit so stark hervortretenden Materialismus. Das Auftreten des großen holländisch-deutschen Physiologen Jakob Moleschott (1822—1892) (Kreislauf des Lebens, 1853), wie des Arztes Ludwig Büchner (Kraft und Stoff, 1855) schien diese Behauptung zu beweisen. Die Gegensätze steigerten sich noch, als der einstige Reichsregent Karl Vogt (Physiologische Briefe, 1845—47) und der jenenser Professor Ernst Häckel (Natürliche Schöpfungsgeschichte, 1872) im Sinne der Forschungen Darwins in den Streit eingriffen. Obwohl die Ideen des Materialismus nur auf philosophischem Gebiete zu suchen sind, und jene Gelehrten überhaupt nicht auf dem materialistischen, sondern vielmehr auf dem realistischen Boden standen, so wollte die alte Schule doch nicht von ihren irrigen Voraussetzungen lassen. Darin hat sie aber recht behalten, daß unsere Zeit häufig, und besonders in rein praktischen Fragen, zu materialistisch denkt und handelt.

Das Schulwesen erfuhr jedoch, wesentlich unter dem

Einflusse einer realistischen Auffassung der Lebensforderungen, etwelche vorteilhafte Umänderungen. Köchly, der spätere Philologie-Professor in Zürich, war es, welcher (1845) begann, Vorschläge für die Neugestaltung des ganz in zopfigen Anschauungen befangenen Gymnasialunterrichtes zu entwerfen. Die Realschulen, eine Gründung der ersten Regierungsjahre Friedrichs des Großen, lange nichts anderes als Vorbereitungsanstalten für die technische Laufbahn, wandelten sich in Preußen im Beginne des neunten Jahrzehntes in Realgymnasien um, denen einige Vorteile eingeräumt wurden, während die Realschulen I. Ordnung das Schwergewicht auf die exakten Wissenschaften legten.

Diese letzteren erfuhren einen neuen Aufschwung in der reinen sowie in der angewandten Mathematik, in der Astronomie, der Physik und der neu hinzutretenden Geographie und Geologie. Der große Mathematiker Gauß, freilich mehr Gelehrter als Lehrer, schuf eine Schar von Jüngern, von denen einzig der Rheinländer Dirichlet-Lejeune und der noch lebende Berliner Professor Weierstraß erwähnt werden sollen. Besonders äußerte sich der praktische Einfluß der reinen Mathematik auf die Sternkunde. Olbers entdeckte (1802) die ersten Asteroiden, Bessel gab wichtige Anleitungen für die Erdmessung, Galle fand (1846 nach Leverrier's Berechnungen) den fernen Neptun, Littrow (1837 Wunder des Himmels) und Mädler (1846. Populäre Astronomie) bemühten sich, die gewonnenen Kenntnisse weiteren Kreisen der Gebildeten zu vermitteln. Die Himmelskunde wie die Physik erhielt in diesem Jahrhundert zuerst genaue mathematische Meßinstrumente und Fernröhre aus deutschen Werkstätten. Der bairische Artillerieoffizier von Reichenbach erfand eine neue Art von Kreisteilmaschinen, der einstige

Glaserlehrling Fraunhofer in München erstellte (1824) den großen Dorpater Refraktor, welcher lange das beste Instrument seiner Art bildete. Seine Nachfolger erhoben die deutsche Feinmechanik zur höchsten Blüte.

Die Geographie, lange Zeit nichts anderes als eine Art von ökonomischer Statistik, ward durch die Veröffentlichung der Reisebeschreibungen Alexander von Humboldt's (1769—1859) in andere, fruchtbringende Bahnen geleitet. Karl Ritter (1779—1859), der erste Lehrer der Geographie in Berlin, entwickelte zunächst das wissenschaftliche Verständnis für die „vergleichende Erdkunde" und die Wechselbeziehungen zwischen Land und Bewohnern. Seine Schüler und Nachfolger, Roon, Petermann, Peschel, Richthofen, Ratzel, Krümmel, Penck, Kirchhoff, Supan, Partsch u. a. haben neben der auf die Geographie des Menschen zielenden Richtung des Meisters insbesondre auch die reine physikalische Geographie zu hervorragender Blüte gebracht.

Ebenso wichtig waren die praktischen Fortschritte auf dem Gebiete der Kartographie, die der preußische Oberst von Sydow und der Berliner Professor Kiepert in Deutschland geradezu erst begründeten. Der Physiker Dowe in Berlin gab der Schiffahrt die bedeutendsten Grundlehren der Witterungskunde. Sein segensreiches Werk erfuhr den herrlichsten Ausbau durch die Gründung der deutschen Seewarte in Hamburg und deren Schwesterinstitute. Auch der Bergmann, dessen Kunst bis dahin ein seltsames Gemisch von technischen Erfahrungen und abergläubischen Anschauungen gewesen, erhielt durch Leopold von Buch (1774—1853) die neue Wissenschaft der Geologie; Bernhardi, Naumann und der Chemiker Mitscherlich erforschten die verschiedenen Mineralien und lehrten den Hüttenmann die Metalle nach geeigneten Methoden vom Gesteine zu sondern.

Eine der wichtigsten physikalischen Entdeckungen erfuhr die Welt durch die Lehre des Arztes Robert Mayer in Heilbronn (1842) von der Erhaltung der Kraft. Kaum ein Jahrzehnt später erstellte Helmholtz den Augenspiegel, heute längst ein unentbehrliches Instrument der praktischen Medizin. Ohm, Fechner, Weber und Magnus widmeten ihr Leben der Erforschung des bis dahin so rätselhaften Wesens der elektrischen Kräfte, dadurch die technische Ausnutzung derselben teilweise vorbereitend, teilweise auch geradezu befördernd. Die Botanik und Zoologie, von jeher dem Laien näher stehend, als die übrigen Zweige der Naturwissenschaften, wurden nun in klassischer Form dem Volke vermittelt durch die reich illustrierten Werke von Roßmäßler, Alfred Brehm und anderen mehr, sowie durch die allgemeine Anlage großer botanischer und zoologischer Gärten, Aquarien und Vivarien.

Liegt auch der Schwerpunkt unserer Zeit zumeist in der technisch-praktischen Entwickelung, so blieben doch die reinen Wissenschaften, mit alleiniger Ausnahme der Philosophie etwa, durchaus in stetem Fortschritt begriffen.

Aus der allgemeinen Neigung, durch Vergleiche des einen mit dem anderen die unveränderlichen Grundgesetze zu finden, zog vor allem die Sprachforschung den größten Nutzen. Sie fand in Deutschland das höchste Verständnis für ihre Bestrebungen, deren erster vornehmster Vertreter Wilhelm, der ältere Bruder Alexanders von Humboldt war (Ueber die Kawi-Sprache, 1828); Lepsius, Steinthal und Max Müller, der jedoch in Oxford wirkt, bauten die gewonnene Methode weiter aus.

Die Befreiungskriege, welche den deutschen Sinn im Volke wieder weckten, die vorbereitet worden waren durch die Schriften Ernst Moritz Arndts (1769—1860), (Geist der

Zeit 1806) und die erzieherische Thätigkeit des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn, sie begünstigten auch die wissenschaftlichen Arbeiten des Brüderpaares Jakob Ludwig (1785—1863) und Wilhelm Grimm, (1786—1859) deren Hauptwerk (Deutsches Wörterbuch, 1853 begonnen) freilich noch immer nicht vollendet ist. Von großer Bedeutung für die Erfassung des Geistes der deutschen Vorzeit war auch das wissenschaftliche Streben Simrock's, die alten Sagen und Heldengedichte (Heldenbuch, 1843—1850) in unsere jetzige Sprache zu übertragen. Das klassische Altertum dagegen fand seine Bewunderer und Forscher in Böckh, Otfried Müller, Friedrich Thiersch, Köchly, Curtius und Mommsen.

Deutsche Gelehrte waren es auch, welche die Aegyptologie begründeten, so vor allem Lepsius, Brugsch, Ebers und Dümichen. Grotefend endlich fand (1802) den Schlüssel zur Entzifferung der chaldäisch-assyrischen Keilschriften.

Die deutsche Geschichtschreibung des vorigen Jahrhunderts ist im großen und ganzen genommen nicht viel mehr als entweder eine mühselige Zusammenstellung historischer Geschehnisse oder aber jene künstlich geschraubte Deklamiererei, deren Hauptvertreter Johannes von Müller gewesen ist. Bereits der Beginn unserer Zeit läßt erkennen, daß die Geschichtschreibung von jetzt ab einen anderen Weg einschlägt, daß sie ihre Urteile auf kritische Quellenforschung stützt. Noch zu der alten Richtung gehören die Darstellungen Beckers und Rottecks, welche, obwohl viel gelesen, keinen Anspruch darauf erheben dürfen, als wirkliche Wahrheitsverkündiger angesehen zu werden. Die Begründer des neuen Systems Heeren und Niebuhr aber fanden zunächst wenig Gelegenheit, mit ihren Werken über den engeren Kreis der Fachgelehrten hinaus zu dringen. Das ward anders, als der große Charakteristiker

Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861) sein Wirken in Heidelberg begann. (Geschichte des XVIII. Jahrhunderts, 1836). Von noch größerer Bedeutung für die wissenschaftliche Darstellung erscheint jedoch Leopold Ranke (1795—1886), dem die gesamte jüngere Schar der Geschichtsforscher und Geschichtschreiber zu Füßen saß. Hat Ranke aber die Eigentümlichkeit, der diplomatischen Richtung ein fast übergroßes Feld einzuräumen, so ließ der wackere Friedrich Christoph Dahlmann die großen volksbewegenden Ideen mehr in den Vordergrund treten. Während es Ranke ermöglichte, Schule zu machen und wirkliche Nachfolger in Heinrich von Sybel, Johann Gustav Droysen, Wilhelm Giesebrecht und Heinrich von Treitschke zu gewinnen, hat Dahlmann in Friedrich Raumer und Ludwig Häußer gleichwertige Kollegen gefunden. Kein Volk der Welt jedoch gebietet über ein so großartiges, völlig gesichtetes und geordnetes historisches Quellenmaterial (Pertz: Monumenta Germaniae Historica) wie das Deutsche. In keinem Lande wurden bisher die Forschungen auf den verschiedenen Gebieten der Geschichtswissenschaft derart ausgenutzt, wie dies seit sieben Jahrzehnten in Deutschland geschehen ist.

Diese Blüte des Geisteslebens auf allen Gebieten fand ihre Vorbedingung in der Umgestaltung der Universitäten. Den ersten großen Schlag gegen die tote Vergangenheit führte Preußen. Es gründete (1810) die berliner Hochschule (1818), diejenige von Bonn, verlegte (1811) die Universität von Frankfurt a. O. nach Breslau und vereinigte (1817) die Fakultäten Wittenbergs mit denen von Halle.

Die Versuche, auf Grund der Karlsbader Beschlüsse die Lehr- und Lernfreiheit zu beschränken, wurden glücklicherweise nicht lange fortgesetzt. In neuem Geist, doch in alter Form

pflegten die Hochschulen die Wissenschaften. Der zu einer vorher nie geahnten Größe ansteigende Besuch zeigte deutlich, daß dem deutschen Volke der Geistesadel als das höchste irdische Ziel vorschwebe.

Der Aufschwung der Technik forderte ein Heer von fachwissenschaftlich geschulten Berufsleuten. Sie hatten bis dahin ihre Studien zumeist im Auslande machen müssen. Nun entstanden in Prag (1806) und in Berlin (1828) die ersten technischen Hochschulen, zu denen später im heutigen Reichsgebiet noch weitere acht hinzutraten. Für die Werkführer sorgen verschiedene Technika.

Auch die Berg- und Forstleute, wie die Landwirte fanden eine entsprechende Berücksichtigung. Die Berliner Forstschule kam als Akademie (1830) nach Eberswalde. Die sächsische Anstalt dieser Art in Tharand (1816) galt auch im Auslande als hervorragend, besonders zu Lebzeiten ihres Begründers Heinrich Cotta.

Die Landwirtschaft ward zur Wissenschaft erhoben durch den hannöverschen Arzt Albrecht Daniel Thaer, der seit seiner Uebersiedlung nach Preußen als Lehrer der Agronomie wirkte, und dessen Lehranstalt zu Möglin später die erste preußische landwirtschaftliche Akademie ward (1819). Ihr schlossen sich diejenigen von Hohenheim (1818) und Schleisheim (1822), wie andere mehr, in den wesentlichen Grundzügen an. Während jedoch Thaer die Boden- und Düngerlehre noch vollkommen empirisch behandelte, schuf Justus Liebig (1830) die Landwirtschaftschemie.

Auf einem anderen Gebiete wirkte in Preußen der Oberregierungsrat Wilhelm Beuth. Er schuf die Grundzüge der Handels- und Gewerbefreiheit. Auf sein Betreiben nahm der Staat Anteil an den Bestrebungen der Industriellen.

Auch sorgte Beuth dafür, daß der Gewerbfleiß wechselseitige Berührung und Aufmunterung gewann auf den seit den dreißiger Jahren regelmäßig wiederkehrenden Ausstellungen.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Technik, die sich fast alle Wissenschaften dienstbar macht. Die Hast, welche die gesamte menschliche Thätigkeit beeinflußt, ist natürlich nicht ohne großen Einfluß auf die gesamte geistige Entwickelung geblieben. Man versucht oft, zu viel zu erreichen und verliert dabei den sicheren Boden unter den Füßen. Dabei greifen das unmittelbare Leben und sein Ausdruck im Schrifttum mehr ineinander als je zuvor. Die Oeffentlichkeit will weniger in den Spiegel der Vergangenheit, als in den der unmittelbaren Gegenwart und nicht selten auch in den der erträumten schönen Zukunft schauen.

Die Litteratur war in dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hervorragend platt und teilweise unnatürlich geworden. Die Romantiker beherrschten das Feld und wichen nicht vor den Spöttereien Hauffs und Saphirs, der unbarmherzigen Kritik Börnes und den wuchtigen Keulenschlägen Wolfgang Menzels. Ihnen folgte das zu seiner Zeit infolge eines gewissen politischen Märtyrertums unmäßig überschätzte „junge Deutschland". Sein vornehmster Vertreter, Heinrich Heine, suchte die alte Religion, den alten Staat und die alte Gesellschaft durch das Feuer seiner oft herzlich schlechten Witzeleien zu verbrennen. Er ist uns heute in vielem unverständlich geworden. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß er dem jüdischen Volke entstammte, dessen vollkommene Befreiung von mittelalterlicher Knechtschaft nicht einmal die deutschen Bundesakte klar aussprachen. Seit 1831 lebte Heine in Frankreich, und bei seiner politischen Charakterlosigkeit fiel es ihm nicht eben schwer, ein Jahrgeld von

Ludwig Philipp anzunehmen. Das deutsche Volk erkannte in diesem Dichter seinen größten Lyriker, aber es vergaß auch nicht, daß Heine ganz absonderliche Gedanken vom deutschen Vaterlande gehegt hatte. Neben Heine kommen von den jüngeren Federn, die nach 1830 schrieben, hauptsächlich in Betracht Karl Gutzkow und Heinrich Laube. Der erstere, der Schöpfer des packenden deutschen Zeitromans („Ritter vom Geiste", 1850) mag als ein Beispiel für so viele Schriftstellerleben gelten. Trotz aller Ausdauer im Schaffen wurde er der bitteren Daseinssorgen niemals ledig und endete in bitterer Verzweiflung.

Heinrich Laube wandte sich in seinen Mannesjahren völlig von den einst betretenen Pfaden ab. Seine Bedeutung lag in seiner Eigenschaft als Bühnenleiter.

Mächtig wuchs seit 1830 die Erzeugung von Romanen, Novellen und Erzählungen. Neben Meistern, wie J. V. Scheffel und Fr. Spielhagen, W. Raabe und J. Rodenberg, traten unendlich viele minderwertige Schilderer auf diesem Gebiete auf. Die Dorfgeschichten, welche sich schließlich zu ewig wiederholten Erzählungen aus dem Leben der bayerischen Gebirgsbewohner auswuchsen, fanden in Berthold Auerbach ihren verständnisvollen Pfleger. — Den ethnographischen Roman begründete in unübertrefflicher Weise Karl Postel, der unter dem Namen Charles Sealsfield schrieb. „Das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen", dieses schöne Ziel setzte sich Gustav Freytag. Ihm verdanken wir auch die unter dem Titel „Ahnen" zusammengefaßten geschichtlichen Romane aus Deutschlands Vergangenheit und die kulturhistorischen „Bilder".

Wichtiger noch ist Freytags Wirken für die deutsche Bühne gewesen, der er das prächtige Lustspiel „die Journa-

listen" schenkte und damit die Wege wies, welche heutige Dramatiker betreten sollen.

Das Theater ist wohl im Augenblick das am meisten angestrebte Ziel der jüngeren Dichterwelt Deutschlands. Auf Georg Büchner, Fr. Hebbel, Karl Gutzkow, Julius Mosen, R. Gottschall u. a. m. folgte eine Schule, die das Höchste zu leisten meinte, wenn sie, nach französischen Mustern arbeitend, das Leben in widerlichen Zerrbildern auf die Bühne brachte. Die Oeffentlichkeit, besonders in den großen Städten, unterstützt freilich diese Bestrebungen bewußt und unbewußt. Der Theaterbesucher ergötzt sich gerne an den Sünden, die er auf der Bühne dargestellt sieht, welche er vielleicht selbst schon begangen hat, aber sicherlich in der Gesellschaft verdammt.

Nicht viel anders steht es mit der Musik. Das Ausreifen des nationalen Bewußtseins ließ zwar eine große Gemeinde finden, welche auf die Tondichtungen Richard Wagners schwur. Dagegen trat die bisherige Vorliebe für die alten Meister in den Hintergrund. Zugleich wurden leichtfertige Operetten Mode, die oft jeden Sinnes bar, doch die lebhaftesten Beifallsäußerungen ernteten.

In der Schauspielkunst, die in Ludwig Devrient, Seidelmann u. a. m. die höchste Ausbildung erfuhr, machte sich schließlich ein unangenehmes Virtuosentum bemerkbar. Andererseits bemüht sich unsere Zeit auch bei Bühnendarstellungen die geschichtliche Treue für die Inszenirungen bis auf die kleinsten Einzelheiten auszudehnen.

Niemals mehr als in diesem Jahrhundert ist das Sprichwort von der Kunst, die nach Brot geht, stärker zum Ausdruck gelangt. Ungeachtet der großartigen Leistungen, welche die Malerei und Bildhauerei aufzuweisen haben, ist die

Kunst im Augenblick nicht der höchste Ausdruck der Kultur. Sie hat sich, dem Zuge der Zeit folgend, zur Magd des Bedürfnisses erniedrigt und dient der Tendenz. Freilich fehlt der Gegenwart, die den rauhesten Kampf ums Dasein bestehen muß, die Ruhe und Hingebung an wahre Schöpfungen. Auch von der Kunst wird gefordert, daß sie uns eine bequeme Dienerin sei, die nicht verlangt, daß wir stark das Denkvermögen anstrengen müssen, um ihre Leistungen zu verstehen.

Das Kunstgewerbe ist wiederum in den Vordergrund getreten. Nachdem 1820 der Stahlstich aus England nach Deutschland gelangte, erschien 1837 die Daguerrotypie, die Vorläuferin der Lichtbildnerei. Zu jener Zeit kam auch in den deutschen Hauptstädten die Dioramenmalerei auf, der sich nach 1875 die heute so beliebten Panoramen anschlossen. In den fünfziger Jahren fertigte man bereits Photographien. Das gesamte, auf dem Lichtdruck beruhende Vervielfältigungsverfahren bestand gegen 1870 schon in seinen Anfängen. Der Steindruck stammt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, und selbst große Maler haben es nicht verschmäht, ihn für schöne Arbeiten zu nutzen. Der lange vernachlässigte Holzschnitt genügte bald den höchsten Anforderungen, seitdem die Oeffentlichkeit nach reich geschmückten Zeitschriften (Illustr. Ztg. 1843; Fliegd. Bltr. 1845) verlangte. Dem Volke bot man aber leider auch die unsäglich häßlichen, billigen Oelfarbendrucke, die jedem ästhetischen Geschmacke Hohn sprechen.

Während das deutsche Kunstgewerbe noch bis gegen 1871 vollkommen vom pariser Geschmack abhängig blieb, trat es nach dem Kriege in den lebhaftesten Wettbewerb mit diesem. Im Augenblick herrscht noch die Neigung vor, die Muster der deutschen Renaissance nachzubilden, obwohl die Schwierigkeit, zwei grundverschiedene Zeitrichtungen dabei zu verbinden,

kaum zu überbrücken sind. Unser heutiges, vorwiegend praktisches Leben kann die Vergangenheit nicht wohl nutzen, ohne sich selbst untreu zu werden.

Die Behörden sind dem Kunstgewerbe mit freigebiger Hand entgegen gekommen. Sie gründeten Fachschulen und entsprechende Sammlungen, welche nicht wenig dazu beitrugen, den Geschmack zu läutern.

Auch in der großen Kunst sind die verschiedenen Zeitströmungen deutlich zu verfolgen. Die Aufklärung mußte folgerichtig alle Unnatürlichkeit verwerfen, das Studium der Antike von neuem befördern. Die Revolution mit ihrer Vorliebe für die politischen Formen Roms und die Lebensauffassung der Hellenen begünstigte ebenfalls die Rückkehr zur Kunst des Altertums. An der Spitze dieser klassischen Richtung stand für die deutsche Malerei Asmus Jakob Carstens aus Schleswig (1754—1798). Zu seinen Lebzeiten ist der große, gedankentiefe Künstler kaum geschätzt worden. Noch befanden sich die Malschulen unter Leitung von Nachfolgern Raphael Mengs. Sie hatten für die strenge Formenschöpfung keinen Sinn, sondern verharrten in den einmal angenommenen akademischen Regeln. Mit der Liebe zur Natürlichkeit verband sich bei den jungen „Klosterbrüdern von St. Isidoro" — so genannt von ihrem Klosterwohnsitze in Rom — das Streben, die Tage des goldenen Mittelalters wieder zu erwecken.

Das Verdienst von Peter Cornelius aus Düsseldorf (1783—1867) ist es gewesen, daß er an den vornehmsten deutschen Kunstschulen — Düsseldorf, München, Berlin — den Sinn für das Großartige hob. Sein bedeutendster Schüler Wilhelm Kaulbach aus Arolsen (1805—1874) übertraf den Meister sowohl in der gewaltigen Auffassung wie in d-

Beherrschung der Farben. Mit den Kämpfen um die bürgerliche Freiheit in unserem Jahrhundert fällt das Aufstreben der Naturalisten zusammen. Sie fanden sich längere Zeit in der Künstlerwerkstatt von Karl Piloty (1826—1886) in München, dessen berühmtester Schüler der Maler der Ueppigkeit und des sinnlichen Lebens, Hans Makart aus Salzburg (1840—1884) und dessen Gegenfüßler, der Deutschböhme Gabriel Max, geworden sind.

Und auch die neuesten Erscheinungen im Leben des deutschen Volkes fanden ihren künstlerischen Ausdruck in den Schlachtendarstellern wie W. Camphausen (1818—1885), W. Bleibtreu (1828—1892) und E. Hünten (1827—1887). Dazu treten die jüngsten Naturanbeter, die sogenannten „Arme-Leutmaler", von denen Fritz von Uhde der erträglichste ist. Im Bildnis, in der Tiermalerei, in der Darstellung von Landschaften und Sittenbildern steht Deutschland im Augenblick voran.

Die Bildhauer wendeten sich seit den Befreiungskriegen ebenfalls der realistischen Auffassung zu. Unter Gottfried Schadow aus der Mark (1764—1850) entwickelte sich die Berliner Schule, die in Christian Rauch (1777—1857), dem Schöpfer des Charlottenburger Mausoleums ihren größten und einflußreichsten Meister gewann. In Dresden wirkte Rauch's Schüler, Ernst Rietschel (1804—1860), ganz in seinem Sinne. In München beförderte Ludwig Schwanthaler (1802—1848) die Romantik. Dort blühte auch der künstlerische Bronzeguß durch die Bemühungen des genialen Ferd. von Miller (1813—1887) zuerst wieder auf.

Die Baukunst kehrte zunächst auf dem Wege der romantischen Verehrung der Gotik zur Klassizität zurück. Diese fand ihren begeistertsten Verkünder in Karl Friedrich Schinkel

aus Neu-Ruppin (1781—1841), dem Urheber der schönsten baulichen Schöpfungen des neuen Berlin. Der römische Stil fand seinen glänzendsten Vertreter in Gottfried Semper aus Altona 1803—1879), der florentinische in Heinrich von Ferstel aus Wien (1828—1883). Wie im Kunstgewerbe, so beliebt auch in der Architektur im Augenblick der Geschmack am meisten, welcher sich den reichen Formen der Renaissance zuwendet. Unsere Zeit ist zwar nicht arm an Künstlern, wohl aber arm an ursprünglichen, künstlerischen Gedanken.

Die allgemeine Wehrpflicht ist derart innig mit dem gesamten Volke verwachsen, daß sie auf viele Erscheinungen im privaten wie öffentlichen Leben von bestimmendem Einflusse ist. Das bittere Müssen, welches ihre Schöpfung bedingte, verwandelte sich unstreitig und nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Mitteleuropa in eine Wohlthat. Mag der „bewaffnete Friede" auch noch so kostspielig sein, er ist das kräftigste Mittel zur Verhütung leichtsinnig unternommener Kriege. Die allgemeine Wehrpflicht, welche jede Familie im Staate zwingt, den Blutzoll zu entrichten, läßt die Völker jederzeit kühl ermessen, ob es wirklich nötig sei, den Janustempel zu öffnen. Genug, die allgemeine Wehrpflicht darf uns als die wahre Friedensgöttin erscheinen.

Das Heer Preußens erhob sich seit 1807 wieder aus seinen Trümmern. Der hannöver'sche Bauernsohn Gerhard Scharnhorst (1756—1813) schuf die Grundlagen der allgemeinen Wehrpflicht: die neuen Kriegsartikel (1808), welche die Prügelstrafe abschafften, die Verordnung, daß nur die Befähigung für Beförderungen maßgebend sei, das Landwehrgesetz (1813). So ward es möglich, einzig aus den Provinzen Preußen, Pommern, Brandenburg und Schlesien beim Beginne des großen Kam-

pfes gegen die Fremdherrschaft 277000 Streiter in's Feld zu stellen. Die größte Arbeit auf den Schlachtfeldern von 1813 bis 1815 leisteten die Preußen. Da man von der durch Metternich und Talleyrand auf dem Wiener Kongreß geschmiedeten Verschwörung erfuhr, welche thatsächlich den opfermutigen Hohenzollernstaat um die besten Früchte seiner Anstrengungen betrog, waren König und Volk einig, daß die allgemeine Wehrpflicht auch ferner erhalten bleiben müsse.

Ein Boyen baute das Heerwesen auf die festen, von Scharnhorst geschriebenen Ordnungen; ein Clausewitz bildete den größten Kriegstheoretiker aller Zeiten, Helmuth von Moltke. Dann kamen die Tage des Kampfes mit der Volksvertretung, welche niemals in eine Verstärkung der Armee zu willigen gedachte. Aber, „die deutsche Frage konnte nur durch Blut und Eisen gelöst werden". Der Geist des Volksheeres, seine gewaltige seelische Kraft, seine treffliche Führung errangen den Sieg über verlebte Formen und eitlen Stolz.

Noch mehr, die Besiegten erkannten in der preußischen Wehrverfassung die Grundlage der deutschen Einheit und da sie diese erstrebten, mußten sie jene annehmen. Im Kriege gegen Frankreich zeigte es sich dann, was ein begeistertes Volksheer vermag gegen die Scharen roher, ungebildeter Kriegshandwerker. Niemals vorher ersah die Welt solch' beispiellose Erfolge, wie auf den Schlachtfeldern zwischen Rhein, Seine und Loire vor nunmehr 25 Jahren.

Niemals auch zeigt sich in der gesamten Kulturentwickelung der Menschheit ein ähnliches Beispiel, wie die Friedensliebe des geeinten Deutschlands. Es vermag heute Millionen von vorzüglich bewaffneten wie geführten Kriegern zum Kampfe zu stellen und es benutzt sein scharfes Schwert,

um den Völkern Mitteleuropas die volle Sicherheit zu gewähren zum Ausbau ihres Wohlstandes.

Diese Thatsache sollte auch jene versöhnen, die voll Unzufriedenheit der inneren Entwickelung des Reiches gegenüberstehen.

Auf jeder Seite der Kulturgeschichte tritt uns die Erscheinung entgegen, daß kein Fortschritt ohne Reibungen, ohne eine oft sehr scharf sich äußernde Gegenwirkung, möglich ist. Nichts entsteht plötzlich, sondern alles in natürlicher Reihenfolge. Wenn auch diese dem Zeitgenossen nicht immer klar vor Augen steht und stehen kann, sie ergiebt sich wieder für die späteren Geschlechter. Jede kulturelle Entwickelung ist endlich weniger für die Lebenden von vollem Nutzen, denn für die Kommenden. Wo die Gegenwart irgend eine Kulturerscheinung über das durch die Umstände bedingte Maß hinaus voller Genußsucht ausbeuten will, macht sie sich des Raubbaues, der Verkümmerung der Rechte ihrer Söhne und Enkel schuldig.

Alles was Menschen schaffen, ist unvollständig. Sie selbst erkennen diesen Grundsatz dadurch an, daß sie stetsfort auf neue Verbesserungen sinnen. Diese Thätigkeit in ihrer Zusammenfassung ist die Kultur. In ihr spiegelt sich der Geist aller Zeiten wieder, der Völker wie ihrer einzelnen Glieder.

Möchte das vorliegende Werk den Leser davon überzeugen, daß jeder berufen ist, an dem großen Werke menschlichen Fortschrittes mitzuarbeiten, daß auch die geringste kulturelle Arbeit ihre Früchte zeitigt — jetzt und immerdar.

Namen- und Sachen-Uebersicht.

Aachen 6.
Accise 104.
Actricen, italien. 109.
Akademien 158.
Albertus Magnus (Graf v. Bollstädt) 28.
Albrecht, Erzbischof v. Mainz 86.
Albrecht V., Herzog v. Bayern 75.
Alchemie 78.
Alexander II. 19.
Althochdeutsch 8.
Allmeinde 80.
Alraune 91.
Amberg 49 Anm.
Ambras 80.
Amerigo Vespucci 70.
Amerika 70.
Amsterdam 95.
Anatomie (Zergliederungskunst) 78. 111. 152.
Aquarien 155.
Arndt 155.
Arithmetik d. Diophantes 78.
Armenpflege 52.
„Arme Leute" 31.
„Armer Mann" 68.
Arnold, Graf 50 Anm.
Arnulf 8.
Asperg 123.
Astrologie (Sterndeuterei) 77.
Astronomie (Sternkunde) 91. 153.
Auerbach 160.
Augenspiegel 155.
Augsburg 46. 49.
Augsburg, Reichstag zu 73.
Augsburg, Glaubensfriede zu 78. 90.
August II., der Starke v. Sachsen 110.
Aussatz 51.
Aussatzhäuser 51.
Ayrer 86.

B.

Baccalaureus 60.
Bach, Seb. 130.
Bachanten 68.
Bäder 51.
Bahrdt 121.
Balke, Herm. Lbmstr. 87.
Balsamo (Cagliostro) 124.
Bamberg 13.
Bandmaschine 113.
Bank, preuß. 125.
Basedow 120.
Basel 42. 61.
Bauern 68.
Bauhütte 50.
Bauten im XVIII. J. in Berlin, in Wien 133.
Bayrische Hiesel 127.
Bean 99.
Becher 112.
Becker 156.
Beethoven 131.
Beförderungsvorschrift, preuß. 165.
Beilager 84.
Bergakademie 158.
Bergfrit 54.
Berlin 96.
Berlinerblau 112. [144
Berlin-Potsdam, Eisenb.
Bernhard v. Sachsen-Weimar 90.
Bernhardi 154.
Bessel 153.
Beuth 158.
Bibelübersetzung 69.
Bicocca, Schl. v. 75.
Bildhauerei 16. 81.
Bischoffwerder 128.
Bleibtreu 164.
Blutbann 31.
Bockreiter 127.
Bodmer 129.
Böckh 156.
Bollstädt, Graf v. (Albertus Magnus) 28.
Bonn 157.
Börne 159.
Borsig 145.
Botanik 155.
Botanische Gärten 155.
Böttticher 112.
Boyen 166.
Brandt 112.
Braunschweig 47.
Brehm 155.
Bremen, Erzbischof v. 27.
Breslau 46.
Brühl, Graf 110.
Brun 45.
Brunnen, die 51.
Brüder des gemeinsamen Lebens 59.
Brugsch 156.
Buch, Leopold v. 154.
Buchdruckerei 57.
Buchführer 70.
Buchhandel 70. 149.
Büchner, Georg 161.
Büchner, Ludwig 152.
Budweis-Linz Eisenb. 143
Bundschuh 68.
Bundestag, dtsch. 137.
Burgen 84.
Bürger, G. A. 134.
Burse 60.
Burschenschaft 138.
Butler 101.

C.

Cagliostro (Balsamo) 124.
Calvin 76.
Campe 121.
Canisius (de Hondt) 75.
Canossa 21.
Canzleisprache d. XVII. Jahrh. 108.

Carmer, v. 127.
Carolina 77.
Carpzow 98.
Carstens 163.
Casimir v. Polen 95.
Chappe's opt. Telegraphie
Chateaubriand 129. [146.
Chemie 111. 151.
Chocolade 126 Anm.
Chodowiecki 132.
Chorherrenstifte 30.
Christian v. Braunschweig
Chroniken 69. [90.
Clausewitz, v. 166.
Cleve 105.
Coblenz 146.
Colbert 106.
Collegiatstifte 30.
Comenius 93.
Comödien, engl. 86.
Congreß z. Wien 166.
Cornelius 163.
Correspondenten 108.
Correspondenzkarten 148.
Cotta, Heinr. 158.
Curtius 156.

D.

Daguerrotypie 162.
Dahlmann 157.
Dampfmaschinen 144.
Danzig 47. 97.
Decane 60.
Deimer 124.
Demagogen 139.
Deposition 99.
Derfflinger 101.
Dessau 120.
Destillation d. Steinkohlentheers 112.
Deutscher Bund 137.
Devrient, L. 161.
Diesbach 112.
Dirichlet-Lejeune 158.
Doctor 61.
Doctorpromotion 85.
Döffingen, Schl. b. 48.
Domchor, Berliner 130.
Donner, G. R. 133.
Dorpater Refractor 154.
Dowe 154.
Dragoner 74.
Drescher 147.
Dresden 110
Dreyse 145.
Drittel d. Hansa 47.
Droysen 157.
Duelle 99.
Duisburg 105.
Dümichen 156.
Dunkelmännerbriefe (Epistolae viror. obscur.) 65.
Dürer 67. 75.
Düsseldorf-Erkrath, Eisenb. [144.

E.

Eberhard, Hrzg. v. Würtemberg 48.
Eberhard Ludwig, desgl. 110.
Ebers 156.
Eberswalde 153.
Eckardt 29.
Egells Eisengießerei 145.
Eger, Frieden v. 48.
Eichhorn 143.
Eike v. Repgow 26.
Einbeck 49 Anm.
Eisenach 16.
Eisenbahnen 142.
Eisenbahngesetz, preuß. 144
Elbing 88. 94.
Electrisiermaschine d. Guericke 111.
Electrische Eisenbahn 147.
Electrische Kraftmaschine
Elendenherbergen 52. [147.
Elisabeth, Königin v. England 47.
Email 16.
Englische Gärten 129.
Epistolae virorum obscurorum (Dunkelmännerbriefe) 65.
Erasmus v. Rotterdam 64.
Erfurt 30.
Erziehungswissenschaft (Pädagogik) 93. 120.
Erzsitze 12.

F.

Facultäten 62.
Fabinger, Steph. 90.
Fahrende Leute 25. 32. 53.
Fahrende Schüler 63.
Falstaff 87.
Fastnachtsspiele 69.
Faust, Dr. 79.
Faustrecht 27.
Fechner 155.
Fehde 12.
Feinmechanik 154.
Feuerbach, L. 150.
Ferdinand, II. (E. H. 8. Sigismund) 75.
Ferdinand, Hrzg. v. Braunschweig 127.
Fernrohr 154.
Ferstel, v. 165.
Fichte 150.
Fischart 72.
Fischer v. Erlach 133.
Folter 115.
Fondaco dei Tedeschi 47.
Forstakademien 158.
Francke, A. H. 158.
Frankenthal 96.
Frankfurt a. M. 70.
Frankfurt a. O. 60 Anm
Frauen, edle 84.
Frauenhäuser 51.
Frauenlob 23.
Fraunhofer 154.
Freibriefe 32.
Freiburg i. B. 130.
Freimaurerei 124.
Freischöffen 27.
Freytag, G. 160.
Friedrich I., Kaiser 27.
Friedrich I., König v. Preußen 112.
Friedrich II., Kaiser 26.
Friedrich II., d. Große v. Preußen 122.
Friedrich III., Kaiser 65.
Friedrich III., Kurfürst v. d. Pfalz 76.
Friedrich V., desgl. 89.
Friedrichsbau i. Heidelberg. Schloß 83.
Friedrich Wilhelm, d. große Kurf. v. Brandenburg 104.
Friedrich Wilhelm I. v. Preußen 115.
Friedrich Wilh. i I. desgl. 123.
Friedrich-Wilhelms-Kanal Frundsberg 74. [105.
Fugger, Familie 66.
Fulda 113.

G.

Galen 60.
Galle 153.
Gassner 124.
Gastfreundschaft, ritterl. 83.

Gaugrafen 14.
Gauß 146. 153.
Gebhard Truchseß, Erzbischof v. Köln 75.
Geer, de Laurentius 95.
Geer, de Ludwig 94.
Geistliche Spiele 69.
Geographie 154.
Geologie 154.
Georg Friedrich v. Baden 90.
Gelnhausen 96.
Gemüsebau 100.
Gerichtshäuser 54.
Gerichtslauben 54.
Gerhardt, Paul 111.
Gero, Markgraf 13.
Gerster 143.
Geschlechtertänze 55.
Gesellschaften, fromme 52.
Geßner, Konrad 77.
Gewerbeausstellungen 159.
Ghetto (Judenviertel) 54.
Gieselbrecht 157.
Giorgione 47.
Glasbrennerei 82.
Glasmalerei 50.
Glauber 111.
Glaubersalz 111.
Gleichstellung der Bekenntnisse 138.
Gluck 130.
Goldschmiedekunst 17.
Goßlar 12.
Goßlar, Kaiserhaus z. 16.
Göthe, Eosander v. 133.
Göthe, Wolfgang 136.
Gottesfrieden 13.
Gottesurteil 14.
Gottfried v. Straßburg 24.
Göttingen 121.
Göttinger Hainbund 122.
Gottschall 161.
Gottsched 119.
Gozbert, Abt 50 Anm.
Grammatiken (Sprachlehren) 59.
Grävenitz, v. 110.
Graz 76.
Gregor VII. (Hildebrand) 20.
Gregor XI. 26.
Gregor XV. 98.
Greifswald 60 Anm.
Grimm, Gebrüder 156.
Grimmelshausen 95.
Grona 12.
Grote, Geert 59.
Groschenporto 148.
Großfriedrichsburg 105.
Grotefend 156.
Grumbachsche Händel 76.
Gryphius, Andreas 109.
Guericke, Otto v. 111.
Guinea 105.
Gundling 110. 117.
Günther, Joh. Chr. 122.
Gußstahl 145. [91.
Gustav Adolph v. Schweden
Gutenberg (Genssleisch) 57.
Guts Muts 121.
Gutzkow 140.
Gymnasien 153.

H.

Häckel 152.
Hadlaub 25.
Hagedorn 119.
Hagenau 96.
Halle 121.
Haller 119. 128.
Hallesches Waisenhaus (Francke) 114.
Hamburg 47.
Handel, älter. Dtsch. 45.
Händel 180.
Handwerke 43 Anm.
Hansa 46. 97.
Hans Wurst 87. 119.
Hanswurstpossen 109.
Hartlib, Sam. 94.
Hartmann v. Aue 24.
Harvey 111.
Hauff 159. [109.
Haupt- und Staatsaktionen
Hausbau, bürgerl. 88.
Häußer 157.
Haydn 131.
Hebbel 161. [118.
Heer, preuß. und F. Wilh. I.
Heer, desgl. i. XIX. J. 165.
Heeren 156.
Hegel 150.
Hele, Peter 67.
Helmholtz 155.
Heidelberg. Katechismus 76.
Heidelberg, Schloß 82.
Heidelberg, Universität 50.
Heilbronn 68.
Heine 159.
Heinrich I. Kaiser 13. 40.
Heinrich II. Kaiser 13.
Heinrich III. Kaiser 13. 19.
Heinrich IV. Kaiser 17. 20. 32.
Heinrich III. v. England 46.
Heinrich IV. v. Frankreich 88.
Heinrich, Bischof v. Paderborn 75.
Heinrich Julius v. Braunschweig 87.
Henker 55.
Herrad 17 Anm.
Hettstedter Kupferbergwerke 144.
Hexen 98.
Hexenprozesse 77. 124.
Hildebrand (Gregor VII.) 20
Hildesheim 42.
Histologie 152.
Hochschulen (Universitäten) 30. 60. 157.
Hochschulen, technische 158.
Hofer 146.
Hofdichter 110.
Hoffmannswaldau 108.
Hofnarren 110.
Hofrecht 31.
Hofstaat 110.
Hohenheim, Franziska v. (Fränzel) 123.
Hohenheim, landw. Akad. 158
Holbein, H. d. jüng. 68. 82.
Holzmann (Xylander) 78.
Holzschnitt 82. 142.
Homöopathie 152.
Hondt de (Canisius) 75.
Hugenotten 88.
Humanismus 58.
Humboldt, A. 154.
Humboldt, W. 154.
Hund, Baron v. 125.
Hünten 164.
Hutten 64.
Hroswitha 11.

J.

Jahn 156.
Jatrochemie 111.
Jena 100.
Jesuitenorden 75.
Illuminaten 125.
Immatriculationen 62.
Ingolstadt 75.
Joachim II. Kurf. v. Brandenburg 81.
Johann Georg, desgl. 79.
Johann Georg II. v. Sachsen 109.

Joseph II. 125.
Juden 53.
Jud Süß 110.
Junge Deutschland 159.
Julirevolution 137. 139.

K.

Kaffee 125.
Kaffeehäuser 125 Anm.
Kaffeeverbot 127.
Kalandsbrüder 52.
Kalkstein v. 104.
Kammerknechte, kaiserl. (Juden) 54.
Kant 136.
Kanzler d. Universit. 61.
Kaiserkrönungen 84.
Kapnion (Reuchlin) 64.
Karl d. Große, Kaiser 5.
Karl IV., Kaiser 48.
Karl V., Kaiser 76.
Karl d. Kühne v. Burgund 73.
Karl X. v. Frankreich 139.
Karl Friedrich, Markgraf v. Baden 121.
Karl Theodor v. d. Pfalz 124.
Karl Eugen v. Würtemberg 123.
Karl August v. Weimar 125.
Karlsbader Beschlüsse 139.
Karlsschule 123.
Kartoffelbau 125.
Kartographie 154.
Katechismus d. Canisius 75.
Katechismus v. Heidelberg 76
Kaufmann, Angelica 132.
Kaulbach, W. 163.
Kemenate 35.
Kepler 91.
Keplers Gesetze 92.
Keyßler 128.
Kiepert 154.
Kipper u. Wipper 97.
Kirchenlied 109.
Klavier 130.
Kleinmalerei 16.
Klewitz 143.
Klopstock 122.
Klöster 9.
Klosterbrüder v. San Isidoro 163.
Klotz 122.
Knappen 33.
Knobelsdorff 133.
Koburg 16.
Köchly 153.
Kohlenförderung 145.
Köln 42. 46. 47.
Kongfutse 116.
König, Mechaniker 149.
Königsberg, Joh. (Regiomontan) 66.
Konrad II., Kaiser 13. 17.
Konrad III., Kaiser 45.
Konrad IV., Kaiser 27.
Konrad, Pfaffe 25.
Konrad v. Marburg 27.
Konrad v. Ammenhausen 25
Konstanz, Bistum 125.
Kopernikus 92.
Kotzebue 138.
Krafft, Adam 81.
Kranach, d. Aelt. 82.
Kraußler 100.
Kreisteilmaschine 153.
Kreuzzüge 22. [166.
Kriegsartikel, neue preuß.
Kriegssitten 13. 35. 36.
Kriegswesen 12. 48. 73. 101.
Krümmel 154.
Krummfinger-Balthaser 127
Krupp 145.
Kulm 38.
Kunkel 112.
Kunigunde v. Burgund 14.
Kunstgewerbe 162.
Kunstgewerbemuseen 163.
Kunstgewerbeschulen 163.
Kunstschulen 163.
Kunsttänze (Ballets) 109.

L.

Lamprecht, Pfaffe 25.
Landesmark, wendische 14.
Landfriede z. Mainz 27.
Landrecht, preuß. 126.
Landsknechte 74.
Landsmannschaften 138.
Landtage 139.
Landwehrgesetz 165.
Landwirtschaftschemie 158.
Landwirtschaftsschulen 158.
Lateinschulen 59. 77.
Laube 160.
Lavater 124.
Leben, höfisches 23.
Lehenswesen 12.
Leibeigene 12.
Leibniz 114.
Leipzig 121.
Leipzig-Dresden Eisenb. 144
Leo X. (Bruno v. Toul) 19
Leopold III. Herzog v. Oesterreich 48.
Leopold v. Anhalt-Dessau 118
Lepsius 156.
Lessing 119. 122. 135.
Leute, unehrliche 53.
Leute, fahrende 32.
Leverrier 153.
Licenciaten 61.
Liebig 151.
Liga, kathol. 88.
Lichtbildnerei (Photographie) 162.
Linz 143.
Lissa-Polnisch 94.
List, Friedrich 144.
Littrow 153.
Lokomotivenbau 145.
Lohenstein 109.
Lombard 123.
London 94.
Lotto 126.
Loyola 75.
Lucchesini 123.
Lübeck 47.
Ludwig der Deutsche 8.
Ludwig I. v. Bayern 143.
Ludwig XIV. v. Frankreich 104.
Ludwig Philipp v. Frankreich 160.
Luftpumpe 111.
(Luftgarten d. Aebtiss. Herrad). 17 Anm.
Luther 69.

M.

Maaßen 143.
Mädler 153.
Mäuslein (A. Musculus) 80.
Magdeburg 70. 90.
Magdeburger Halbkugeln. (Luftp.) 111.
Magister 60.
Magnus 155.
Makart 164.
Mainz 42. [Anm.
Manesse-Handschrift 26
Mannsfeldt, Graf 90.
Mannheim 138.
Mantua 128.
Marburg 60 Anm.
Marburger Glaubensgespräch 71.
Markgenossenschaft 31.

Marienburg 88.
Maschinenfabriken 144.
Materialismus 152.
Mathias, Kaiser 89.
Max Gabriel 164.
Maximilian I., Kaiser 60. 65
Maximilian, II., Kaiser 75.
Maximilian v. Bayern 89.
Max Joseph v. Bayern 124.
Mayer, Rob. 155.
Memel 105.
Mendelssohn 122. 185.
Mengs, Raph. 182.
Menschenopfer, angebl. d. Juden 53.
Menzel, Wolfg. 159.
Meinauer Naturlehre 29.
Meistergesang 71.
Mercantilsystem 106.
Merian, Math. d. Aelt. 182
Merseburg 12.
Mesmer 124.
Metternich 142.
Mikroskop 151.
Miller, Ferd. v. 164.
Mineralogie 154.
Minnedienst 28.
Mitscherlich 154.
Mittelhochdeutsch 23.
Moeglin 158.
Moleschott 152.
Moll 112.
Möllendorff 123.
Mollwitz 118
Moltke 166.
Mommsen 156.
Morgenstern 117.
Morse 147.
Moser, J. J. 123.
Mosen 181.
Metz 143.
Mozart 131.
Mühlberg, Schl. b. 73.
Müller, Joh. v. Historik. 156
Müller, Joh. Physiolog 151.
Müller, Max 155.
Müller, Otfried 156.
Münster, Seb. Cosmogr. 77
Musculus (A. Mäuslein) 81.
Musik (Tonkunst) 85. 129.
Musikinstrumente 130.
Musketierer 74.
Mystik 29. 58. 150.

N.

Nagler. v. 144.
Napoleon I 141.
Naturalisten 152.
Naturphilosophie 151.
Naumann 154.
Neander, Joach. 109.
Neuberin, die 119.
Neuhochdeutsch 69.
Nibelungenlied 26.
Niebuhr 156.
Nicolai 122.
Nicolaus II. 19.
Nürnberg 49.
Nürnberger Kreistag 96.
Nürnberg-Fürth, Eisenb. [143.

O.

Oberau 144.
Oelfarbendruck 162.
Offiziere 103. 118.
Ohm 155.
Olbers 153.
Opern 109.
Oratorien 130
Orbis pictus 94.
Orden, ritterl. 87.
Orden, Deutscher 87.
Orgeln 130.
Orselska 117.
Otto I. 11.
Otto (Mathematiker) 78.
Otto-Heinrichsbau (Heidelberg. Schl. 83.
Overstolz, Familie 67.
Oxenstjerna, Axel 94.

P.

Papin 118.
Passauer Kunst 91.
Patriziat 43. 55.
Pavia, Schl. b. 74.
Pennal 99.
Peschel 154.
Pestalozzi 121.
Petermann 154.
Petersburg 146.
Peutinger 66.
Pfalzen 13. [112.
Pfaueninsel bei Potsdam
Pfeifer und Pauker 86.
Pfrundhäuser 51.
Pharmaceuten 152.
Philantropium 120.
Phosphor 112.
Photographie (Lichtbildnerei) 162.
Physik 60.
Physiologie 152.
Piccolomini, Aeneas Sylvio (Pius II.) 51.
Pietisten 118.
Piloty 164.
Pirckheimer 66.
Pius II. (A. S. Piccolomini) 51.
Plater, Thom. 68.
Porzellan 112.
Postwesen 105. 148.
Postel (Charles Sealsfield)
Prag 80. [160.
Prag, der Fenstersturz z. 89
Pröppelmann 133.
Pufendorf 113.

Q.

Quartiere der Hanja 47.
Quintessenz 79.

R.

Raabe, W. 160.
Rabelais 72.
Racoczi, Sigismund v. Siebenbürgen 94.
Raddampfer d. Papin 113.
Ranke, Leop. 157.
Ratzel 154.
Räuberbanden 127.
Räuberromane 128.
Rauch, Chr. 164.
Raumer, v. 157.
Ravaillac 88.
Realgymnasien 153.
Realschulen 153.
Rechtspflege 14. 54.
Recke, Elise v. d. 124.
Rectoren 60.
Regensburg 42.
Reichskammergericht 127.
Reichsverfassungsentwurf
Reisläufer 73. [68.
Reis 147.
Reiter, schwarze 74.
Rekahn 12 .
Religionsedikt 128.
Renaissance 58. 67.
Reuchlin (Kapnion) 64.
Revolution, franz. 134.
Rhäticus 78.
Rheinflößerei 97.
Rheinhandel 97.

Rialto 47.
Richelieu 107.
Riesengarde 117.
Rietschel 164.
Ritter, Karl 154.
Ritterliches Leben 33.
Robotmann 140.
Rochow, v. 121.
Rodenberg, Jul. 160.
Rolandssäulen 54.
Rollfink 111.
Romantiker 150.
Roon 154.
Roßmäßler 155.
Rostock 60 Anm.
Rotationsmaschinen 149.
Rotwelsch 53.
Rotteck 156.
Rousseau 128.
Rubinglas 112.
Rudolf I., Kaiser 42.
Rudolf II., Kaiser 87.
Ruge 150.

S.

Sachs, Hans 72.
Sachsen, d. galante 110.
Sachsenspiegel 26.
Sagan 94.
Salza, Herm. v. 87.
Salzmann 121.
Sand 139.
Sandrart 132.
Saros-Patak 94.
Saphir 159.
Schadow, G. 164.
Scharnhorst 165.
Schauspielhäuser 69.
Scheffel 160.
Schienen 145.
Schießpulver 48.
Schiller 128.
Schinkel 164.
Schleisheim 158.
Schlosser, J. H. 121.
Schlosser, F. C. 157.
Schlüter 133.
Schmalkaldener Bund 73.
Schnellpost, preuß. 148.
Schnepfenthal b. Gotha 121.
Scholastik 58.
Schöffen 14.
„Schöne Fräulein" 80.
Schrötpfer 124.
Schubart 123.
Schwabenspiegel 26.
Schwanthaler 164.
Schwarzenberg, Joh. v. 77
Schwarzkunst 79.
Schweinichen, H. v. 79.
Schwertleite 33.
Schulwesen 29.
„Schützen" (Schiller) 63.
Schwedentrunk 99.
Schwerin, Otto v. 105.
Sealsfield, Charles (Postel) 160.
Seehandlung, preuß. 125.
Seidelmann 161.
Seewarte 154.
Sempach, Schlacht b. 48.
Semper 165.
Senegambien 105.
Seume 128.
Siechenhäuser 51.
Siemens, Werner 147.
Siemens und Halske 147.
Silbermann 130.
Simonie 19.
Simrock 156.
Singspiele 86.
Simplicissimus 95.
Soldatenhandel 123.
Söller 35.
Sömmering 146.
Sonnenwirt 127.
Sorbonne 60.
Spee, Grf. Frdrch. v. 98.
Speier 13.
Spener 114.
Spielhagen 160.
Spitäler 52.
Sprachforschung 155.
Sprachreinigungsgesellschaften 109.
Städtewesen 43.
Städtebünde 45. 47. [144.
Stahlerzeugung in Preußen
Stahlhof in London 47.
Stahlstich 162.
„Starke Männer" 85.
Stedinger 27.
Steindruck 162.
Stein b. Weisen 79.
Steinheil 147. [77.
Sterndeuterei (Astrologie)
Sternkunde (Astronomie) 91. 153.
St. Germain, angeb. Graf v.
Stiefel, Michael 78. [124.
Stolberg, Grafen zu 51.
Stolberg, Leop. Graf z. 134.
Stoß Veit 81.
Strafen 77.
Straßburg i. E. 66.
Strauß 151.
Stricte Observanz 125.
Strickmaschinen 113.
Studenten 61. 99. 121.
Sulzer 135.
Swedenborg 125.

T.

Tabak 100.
Taschenuhren 67.
Taubmann 116.
Technika 158.
Telegraphie, elektr. 146.
Telegraphie, opt. 146.
Telephon (Fernsprecher) 147
Thär 158.
Tharand 158.
Thee 126 Anm.
Theophilus, Chronist 50 Anm.
Theophrastus Paracelsus 78.
Thierhetzen 84.
Thiersch 156.
Thomasius 114.
Thorn 58.
Thurn und Taxis 118.
Tiedemann 135.
Tilly 90.
Tizian 47.
Tod, d. schwarze 54.
Totentänze 51.
Toleranzedikt 135.
Trachten 55. 80.
Treitschke, H. v. 157.
Tribur 21.
Trier 12.
Tübingen 60 Anm.
Turnen 121.
Turniere 13. 36.
Tycho d. Brahe 92.

U.

Uhde 164.
Ulrich v. Lichtenstein 23.
Umstand 14.
Union, protestant. 88.
Universitäten (Hochschulen) 30. 60. 99.
Unsauberkeit b. Straßen 84.
Unzer, Dr. 124.

Urban II. 22.
Urban VIII. 100.
Urphede 35.
Urteilsvollziehungen 55.

V.

Vehme 27.
Venedig 47.
Verbundbrief, Kölner 43.
Verfassung, landständige 139
Verfassungsänderung d. Brun in Zürich 44.
Vergnügungen, öffentl. 84.
Verließ 34.
Vesal 78.
Vineta 45.
Virchow 151.
Vischer, Peter 81.
Vitalienbrüder 47.
Vivarien 105.
Vogt, Karl 152.
Vögte 14.
Volksbücher 69.
Volkslied 69.
Voß 184.

W.

Waffen (Erfindungen usw.)
Wagner, Rich. 161. [49.
Waldemar, König v. Dänemark 47.
Waldseemüller 70.
Wallenstein 90. [149
Walzenpresse (Schnellpresse)
Walther v. d. Vogelweide 29.
Wartburg 16.
Wartburgfest 138.
Weber, Wilh. Physiker 146.
Wehrpflicht, allgem. 165.
Wehrwesen 12. 36. 74.
Weier, Dr. 98.
Weierstraß 153.
Weimar 125.
Weise, Chr. 118.
Welser, Familie 66.
Welser, Philippine 80.
Weltausstellungen 145.
Weltpostverein 148.
Werla 12.
Werth. Joh. v. 101.
Wessenberg 125.
Wetzlar 127.
Wheatstone 146.
Wien 30.
Winfried 7.
Winkelmann 132.
Wirtshauswesen 80.
Wisby 45.
Wittenberg 60 Anm. 157.
Wolf, Christ. 115.
Wolfram v. Eschenbach 24
Wöhler 151.
Wöllner 123.
Worms 96 Anm.
Worms, Schlacht bei 43.
Würzburg 98.

X.

Xylander (Holzmann) 78.

Z.

Zabern 96.
Zehente 31.
Zeitungen 70. 148.
Zentral-Untersuchungs-Kommission 139.
Zigeuner 53.
Zinsfuß 31 Anm.
Zollverein, Deutscher 143.
Zöller, Kasp. 49.
Zoologie 155.
Zoologische Gärten 155.
Zündnadelgewehr 145.
Zünfte 43. 56. 105.
Zunftkämpfe 43.
Zürich 42. 45.
Zwing und Bann 31.
Zwingli 71.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Geschichte

der

deutschen Litteratur

von

Dr. Max Koch
Professor an der Universität Breslau.

Schulausgabe geb. in Leinwand 80 Pfg.
Geschenkausgabe geb. in ff. Originalband mit Goldschnitt 3 Mk.

Inhalt.

I. Aelteste Zeit und Mittelalter: 1. Heidnische Zeit und Völkerwanderung. 2. Unter den Karolingern und sächsischen Kaisern. 3. Beginn, Blüte, Verfall der mittelhochdeutschen epischen Dichtung. 4. Minnesänger, Lehrdichtung, Meistergesang. 5. Kirchliche und weltliche Prosa. 6. Das Drama des Mittelalters und seine Ausläufer.

II. Reformation und Renaissance: 7. Vorläufer, Luther, Kirchen- und Volkslied. 8. Von Hans Sachs bis Fischart. 9. Das biblische Drama und die englischen Komödianten. 10. Das siebzehnte Jahrhundert. 11. Die Uebergangs- und Vorbereitungsjahre.

III. Das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert: 12. Klopstock, Lessing, Wieland. 13. Die Sturm- und Drangzeit. 14. Die Jahre des Zusammenwirkens Schillers und Goethes. 15. Die Herrschaft der Romantik. 16. Von Goethes Tod bis zu den Bayreuther Festspielen. 17. Die jüngste Dichtung.

Kleine Bibliothek
zur
deutschen Litteraturgeschichte
aus Sammlung Göschen.

Jedes Bändchen elegant gebunden 80 Pfennig.

Deutsche Litteraturgeschichte von Prof. Dr. Max Koch. Sammlung Göschen Nr. 31.

Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Prof. Dr. Carl Weitbrecht. 2 Bde. Nr. 134/135.

Deutsche Poetik von Dr. K. Borinski. Nr. 40.

Deutsche Heldensage v. Dr. O. L. Jiriczek. Nr. 32.

Deutsche Redelehre von H. Probst. Nr. 61.

Deutsches Wörterbuch von Dr. F. Detter. Nr. 64.

Althochdeutsche Litteratur mit **Grammatik,** Uebersetzung u. Erl. v. Prof. Th. Schauffler. Nr. 28.

Walthari-Lied übers. u. erläut. v. Prof. Dr. H. Althof. Nr. 46.

Der Nibelunge Nôt m. **mittelhochdeutscher Grammatik** u. Wörterbuch v. Prof. Dr. W. Golther. Nr. 1.

Kudrun u. **Dietrichepen** mit Wörterbuch v. Dr. O. L. Jiriczek. Nr. 10.

Deutsches Leben im 12. Jahrhundert. Kulturhistor. Erläuterungen zum Nibelungenlied und zur Kudrun von Prof. Dr. Jul. Dieffenbacher. Nr. 93.

Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. In Auswahl mit Einleitungen und Wörterbuch herausgegeben von Dr. Hermann Jantzen. Nr. 137.

Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und **Gottfried von Strassburg** mit Anmerk. u. Wörterbuch v. Prof. Dr. K. Marold. Nr. 22.

Walther von der Vogelweide, Minnesang und **Spruchdichtung** v. Prof. O. Güntter. Nr. 23.

Martin Luther, Thomas Murner u. das Kirchenlied des 16. Jahrh. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Prof. G. Berlit. Nr. 7.

Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr. Nr. 25.

Hans Sachs und Johann Fischart, nebst einem Anhang: **Brant** und **Hutten.** Ausgewählt u. erl. von Prof. Dr. Julius Sahr. Nr. 24.

Simplicius Simplicissimus von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. In Auswahl herausgegeben von Prof. Dr. F. Bobertag. Nr. 138.

Lessing, Herder. Werke in Auswahl.

69 **Englische Litteraturgeschichte** v. Dr. Karl Weiser in Wien.

70 **Griechische Litteraturgeschichte** mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften von Dr. Alfred Gercke, Professor an der Universität Greifswald.

71 **Allgemeine und physikalische Chemie** von Dr. Max Rudolphi, Dozent an der Technischen Hochschule in Darmstadt. Mit 22 Figuren.

72 **Projektive Geometrie** in synthetischer Behandlung von Dr. Karl. Doehlemann, Privatdozent an der Universität München. Mit 85 zum Teil zweifarbigen Figuren.

73 **Völkerkunde** von Dr. Mich. Haberlandt, k. u. k. Custos der ethnograph. Sammlung d. naturh. Hofmuseums u. Privatdozent an der Univ. Wien. Mit 56 Abbildungen.

74 **Die Baukunst des Abendlandes** von Dr. K. Schafer, Assistent am Gewerbemuseum in Bremen. Mit 22 Abbildungen.

75 **Die graphischen Künste** v. Carl Kampmann, Fachlehrer an d. k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Mit 3 Beilagen und 40 Abbildungen.

76 **Theoretische Physik.** I. Teil: Mechanik u. Akustik. Von Dr. Gust. Jäger, Professor a. d. Univ. Wien. Mit 19 Abbildungen.

77 **Theoretische Physik.** II. Teil: Licht und Wärme. Von Dr. Gust. Jäger, Professor an der Universität Wien. Mit 47 Abbildungen.

78 **Theoretische Physik.** III. Teil: Elektricität und Magnetismus. Von Dr. Gustav Jäger, Professor a. der Universität Wien. Mit 33 Abbildgn.

79 **Gotische Sprachdenkmäler** mit Grammatik, Uebersetzung und Erläuterungen von Dr. Herm. Jantzen in Breslau.

80 **Stilkunde** von Karl Otto Hartmann, Gewerbeschulvorstand in Mosbach. Mit 12 Vollbildern und 179 Textillustrationen.

81 **Vierstellige Tafeln und Gegentafeln** für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen in zwei Farben zusammengestellt von Dr Herm. Schubert, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.

82 **Grundriß d. lateinischen Sprachlehre** von Professor Dr. W. Botsch in Magdeburg.

83 **Indische Religionsgeschichte** von Dr. Edmund Hardy, Professor a. d Universität Würzburg.

84 **Nautik.** Kurzer Abriß des täglich an Bord von Handelsschiffen angewandten Teils der Schiffahrtskunde Von Dr. Franz Schulze, Direktor d Navigations-Schule zu Lübeck. Mit 56 Abbildungen.

85 **Französische Geschichte** von Dr R. Sternfeld, Professor an der Universität Berlin.

86 **Kurzschrift.** Lehrbuch der Vereinfachten Deutschen Stenographie (Einigungs-System Stolze-Schrey) nebst Schlüssel, Lesestücken u. einem Anhang von Dr. Amsel, Oberlehrer des Kadettenhauses in Oranienstein

87 **Höhere Analysis I:** Differentialrechnung. Von Dr. Frdr. Junker Professor am Realgymnasium u. an der Realanstalt in Ulm. Mit 68 Fig

88 **Höhere Analysis II:** Integralrechnung. Von Dr. Frdr. Junker Professor am Realgymnasium u. an d. Realanstalt in Ulm. Mit 89 Fig

89 **Analytische Geometrie des Raumes** von Professor Dr. M Simon in Straßburg. Mit 28 Fig

90 **Ethik** von Dr. Thomas Achelis in Bremen.

91 **Astrophysik,** die Beschaffenheit der Himmelskörper von Dr. Walter F Wislicenus, Professor an der Universität Straßburg. Mit 11 Abbild

92 **Mathematische Geographie,** zusammenhängend entwickelt und mit geordneten Denkübungen versehen v Dr. Kurt Geißler in Charlottenburg Mit 14 Figuren.

93 **Deutsches Leben im 12. Jahrhundert.** Kulturhistor. Erläuterungen zum Nibelungenlied und zu Kudrun. Von Professor Dr. Jul Dieffenbacher in Freiburg i. B. Mit 1 Tafel und 30 Abbildungen.

Wenden!

Sammlung Göschen. Je in elegantem Leinwandband 80 Pf.

94 **Photographie.** Von H. Keßler, Fachlehrer an der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Mit 4 Tafeln und 52 Abbildungen.

95 **Paläontologie.** Von Dr. Rud. Hoernes, Professor an der Universität Graz. Mit 87 Abbildungen.

96 **Bewegungsspiele** von Dr. E. Kohlrausch, Professor am Kgl. Kaiser-Wilhelms-Gymn. zu Hannover. Mit 14 Abbildungen.

97 **Stereometrie** von Dr. Glaser in Stuttgart. Mit 44 Figuren.

98 **Grundriß der Psychophysik** von Dr. G. F. Lipps in Straßburg. Mit 3 Figuren.

99 **Ebene und sphärische Trigonometrie** von Dr. Gerh. Hessenberg in Charlottenburg. Mit 69 ein- u. zweifarbigen Figuren.

100 **Sächsische Geschichte** von Prof. Dr. Otto Kaemmel, Rektor des Nicolaigymnasiums zu Leipzig.

101 **Sociologie** von Prof. Dr. Thom. Achelis in Bremen.

102 **Geodäsie** von Dr. E. Reinherz, Professor an der Technischen Hochschule Hannover. Mit 66 Abbild.

103 **Wechselkunde** von Dr. G. Funk in Mannheim. Mit vielen Formul.

104 **Oesterreichische Geschichte I:** Von der Urzeit bis 1526 von Hofrat Dr. Frz. v. Krones, Professor an der Universität Graz.

105 **Oesterreich. Geschichte II:** Von 1526 bis zur Gegenwart von Hofrat Dr. Frz. v. Krones, Professor an der Universität Graz.

106 **Forstwissenschaft** von Dr. Ad. Schwappach, Professor an d. Forstakademie Eberswalde, Abteilungsdirigent bei der Hauptstation des forstl. Versuchswesens.

107 **Geschichte der Malerei I** von Dr. Rich. Muther, Professor an d. Universität Breslau.

108 **Geschichte der Malerei II** von Dr. Rich. Muther, Professor an d. Universität Breslau.

109 **Geschichte der Malerei III** von Dr. Rich Muther, Professor an d. Universität Breslau.

110 **Geschichte der Malerei IV** von Dr. Rich. Muther, Professor an d. Universität Breslau.

111 **Geschichte der Malerei V** von Dr. Rich. Muther, Professor an d. Universität Breslau.

114 **Klimalehre** von Professor Dr. W. Koppen, Meteorologe d. Seewarte Hamburg. Mit 7 Tafeln u. 2 Figuren.

115 **Buchführung.** Lehrgang der einfachen und doppelten Buchhaltung von Robert Stern, Oberlehrer der Oeffentl. Handelslehranstalt und Dozent der Handelshochschule zu Leipzig. Mit vielen Formularen.

116 **Die Plastik des Abendlandes** von Dr. Hans Stegmann, Konservator am German. Nationalmuseum zu Nürnberg. Mit 23 Tafeln.

117 **Griechische Grammatik I:** Formenlehre von Dr. Hans Meltzer, Prof. a. d. Klosterschule z. Maulbronn.

118 **Griechische Grammatik II:** Bedeutungslehre und Syntax von Dr. Hans Meltzer, Professor a. d. Klosterschule zu Maulbronn.

119 **Abriß der Burgenkunde** v. Hofrat Dr. Otto Piper in München. Mit 29 Abbildungen.

120 **Harmonielehre** von A. Halm, Musikdirektor in Stuttgart. Mit vielen Notenbeilagen.

121 **Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik** von Dr. A. Möhler in Tübingen. Mit zahlreichen Abbildgn. u. Musikbeilagen.

122 **Das Pflanzenreich.** Einteilung d. gesamten Pflanzenreichs mit den wichtigsten und bekanntesten Arten von Dr. F. Reinecke in Breslau u. Dr. W. Migula, Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Mit 50 Figuren.

123 **Nutzpflanzen** von Dr. J. Behrens in Weinsberg. Mit 53 Abbildungen.

124 **Die deutschen Altertümer** von Dr. Franz Fuhse, Direktor d. städt Museums in Braunschweig. Mit 70 Abbildungen.

125 **Italienische Litteraturgeschichte** von Dr. Karl Voßler, Privatdozent a. d. Universität Heidelberg.

WID-LC
DD61 .G97 1962
Deutsche Kulturgeschichte,
Widener AFD6112
3 2044 003 363 090

Sammlung Göschen.

Je in elegantem Leinwandband **80 Pf.**

126 Deutsche Stammeskunde von Dr. Rudolf Much, Privatdozent an der Universität Wien. Mit 2 Karten und 2 Tafeln.

127 Pflanzenbiologie von Dr. W. Migula, Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Mit 50 Abb.

128 Romanische Sprachwissenschaft von Dr. Adolf Zauner, k. k. Realschulprofessor in Wien.

129 Die Alpen von Dr. Rob. Sieger, Privatdozent an der Universität u. Professor an der Exportakademie des k. k. Handelsmuseums in Wien. Mit 19 Abbildungen und 1 Karte.

130 Das öffentl. Unterrichtswesen Deutschlands in der Gegenwart von Dr. Paul Stötzner, Gymnasialoberlehrer in Zwickau.

131 Abriß der Biologie der Tiere I: Entstehung und Weiterbildung der Tierwelt, Beziehungen zur organischen Natur von Dr. Heinr. Simroth, Professor an der Universität Leipzig. Mit 88 Abbildungen.

132 Abriß der Biologie der Tiere II: Beziehungen der Tiere zur organischen Natur von Dr. Heinr. Simroth, Professor an der Universität Leipzig. Mit 35 Abbildungen.

133 Volkswirtschaftslehre von Dr. Carl Johs. Fuchs, Professor an d. Universität Freiburg i. B.

134 Deutsche Litteraturgeschichte d. 19. Jahrhunderts I. von Dr. Carl Weitbrecht, Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart.

135 Deutsche Litteraturgeschichte d. 19. Jahrhunderts II v. Dr. Carl Weitbrecht, Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart.

136 Physikalische Formelsammlung von G. Mahler, Prof. am Gymnasium in Ulm. Mit 67 Fig.

137 Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. In Auswahl mit Einleitungen u. Wörterbuch herausgegeben von Dr. Hermann Jantzen in Breslau.

138 Simplicius Simplicissimus von H. Jakob Christoffel v. Grimmelshausen. In Auswahl hrsg. v. Professor Dr. F. Bobertag, Dozent an der Universität Breslau.

139 Kaufmännisches Rechnen I von Richard Just, Oberlehrer an der Öffentlichen Handelslehranstalt der Dresdener Kaufmannschaft.

141 Morphologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Von Dr. W. Migula, Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Mit vielen Abbildungen.

142 Darstellende Geometrie I. Von Dr. Rob. Haußner, Professor a. d. Universität Gießen. Mit 100 Fig.

145 Geschichte der Pädagogik von Oberlehrer Dr. H. Weimer in Wiesbaden.

146 Repetitorium und Aufgabensammlung zur Differentialrechnung von Dr. Friedr. Junker, Professor am Realgymnasium und an der Realanstalt in Ulm. Mit 42 Figuren.

147 Repetitorium und Aufgabensammlung z. Integralrechnung von Dr. Friedrich Junker, Professor am Realgymnasium und an der Realanstalt in Ulm. Mit 50 Fig.

148 Finanzwissenschaft von Prof. Dr. R. van d. Borght in Friedenau.